Inhalt.

	Seite
CXV. Der Türkenkrieg.	627
CXVI. Das Schänzl.	637
CXVII. Banko und Börſe.	641
CXVIII. Juden	647
CXIX. Nonnenklöſter.	659
CXX. Weine	669
CXXI. Stephans-Kirche.	681
CXXII. Garniſon.	688
CXXIII. Der Augarten.	696
CXXIV. Lakeien.	704
CXXV. Orientaliſche Akademie.	710
CXXVI. Plätze.	714
CXXVII. Burgwache.	720
CXXVIII. Findelhaus.	725
CXXIX. Ständelweiber.	729
CXXX. Ritter-Ordens-Feſte.	735
CXXXI. Univerſität	744
CXXXII. Mönche.	751
CXXXIII. Agenten.	757
CXXXIV. Buchdrukereien.	762
CXXXV. Buchhandel.	768
CXXXVI. Kunſthandlung	773
CXXXVII. Lichtenſteiniſche Gallerie.	777
CXXXVIII. Kalender.	779
CXXXIX. Penſionen.	784
CXXXX. Schulden-Gefängniß.	790
CXXXXI. Der Kaſperl.	794
CXXXXII. Der Wien-Fluß.	804

CXV.

Der Türkenkrieg.

Nach einem fünfzigjährigen Waffenstillstand ist endlich Oestreich neuerdings mit den Oschmanen zu Thätlichkeiten gekommen. Am 9ten Februar 1788 ward dem Divan in Konstantinopel, dem Bascha von Belgrad, und den übrigen Türkischen Gränzoffizieren in Bosnien, Servien, Walachei, Moldau ꝛc. die Kriegserklärung des Oestreichischen Monarchen kund gemacht; und sogleich Tags darauf fien-

gen schon an mehrern Orten die Feindseligkeiten an. . . . Ganz Europa hat nun die Augen auf dieses Schauspiel geheftet, bei dem auch ein Theil von Asien und Afrika mit verflochten ist.

Wien ist vor allen andern Orten bei diesem Auftritt geschäftig. Die Unternehmungen und das Schikfal der kaiserlichen Armeen an den türkischen Gränzen, sind gegenwärtig der erste Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit; die Theilnehmung an denselben machen einen wesentlichen Zug in der heutigen Fysiognomie des Publikums aus.

Die Veranlassung des gegenwärtigen Türkenkrieges ist so ziemlich die nämliche, wie im Jahr 1737. Der gewaltthätige Angriff auf Rußland macht, daß sein hoher Allirter auch dießmal den Degen gegen die Pforte zog. Wir müssen hoffen, daß er ihn mit mehr Vortheil und Ehre in die Scheide steken wird, als es vor fünfzig Jahren geschah.

Laßt

Laßt uns über jenen Feldzug auch in der Erinnerung so schnell als möglich, wegeilen. Man hatte keine Generale, keine Kriegskasse, keine Magazine. Der jesuitische Beichtvater, alte Weiber, Pfaffen, und Hofschranzen, kabalirten, machten Parteien, eins gegen das andere, und verwirrten alles. Es gieng dann auch darnach. Zwei Jahre nach angefangener Fehde war man froh, mit dem Verlust der Walachei, Serviens und Belgrads, einen Frieden zu machen, um die Türken nicht auf dem Halse zu haben, wenn der schon sehr wahrscheinliche Fall einträte, den im darauf folgenden Jahre eine Trüffelpastete beförderte. *)

Wenn auf die Güte menschlicher Anstalten und Maßregeln etwas zu trauen und zu bauen ist: so sollte Oestreich in

Rr 3 dem

*) Karl VI. starb am 20. Oktober 1740 an der Unverdaulichkeit dieser Pastete.

dem gegenwärtigen Türkenkriege nicht unglüklich seyn; gesezt auch, daß es von Rußland nicht auf das vollkommenste unterstüzt würde. . . . Seine Kriegsmacht ist — im Vergleich mit jener vor 50 Jahren — eine ganz neue Schöpfung. Ein zahlreiches, auserlesenes, vortrefflich geübtes Heer; geprüfte Generale; eine ungeheure, wohl bediente Artillerie; gefüllte Magazine; eine gut gespikte Kasse; Uiberfluß an allen nur erdenklichen Kriegsbedürfnissen; endlich an der Spize des ganzen Kriegsstaats ein Monarch in eigner Person, der in nicht geringem Grade einsichtsvoll und thätig ist, der Strenge und Güte wird anzuwenden wissen, die Pflichtvergessenen, die Ränkemacher, die Feigen zu bestrafen und zu entfernen; Muth, Tapferkeit, Eifer und Treue nach Verdiensten zu belohnen.

Indessen muß man auch von der andern Seite gestehn, daß die Türken keineswegs verächtliche Feinde sind. Ihre

hohe

hohe Meynung von sich selbst, ihr Patriotismus, ihr Fanatismus, ihre Geldgierde, gibt ihnen einen Grad von persönlicher Tapferkeit, daß sie sich — als einzelne Streiter betrachtet — mit dem Soldaten jeder Macht messen können. Uiberdas haben sie den Vortheil einer unerschöpflichen Menschenmenge, die der Despotismus aus Asien und Afrika herbei treibt, den Vortheil ihrer mäßigen schlechten Nahrungsart, welche die Unterhaltung ihrer Truppen um die Hälfte wohlfeiler macht, als die Verpflegung der unsrigen.

Bei allem dem ist zu vermuthen, daß gute Taktik und gute Artillerie, welche heut zu Tage das Loos der Kriege entscheiden, und welche beide den Türken vorzüglich mangeln, auch hier ihre gewöhnliche Wirkung thun, und über wilde, unordentliche Kampfwuth siegen werden. Ein vortheilhafter Wahlplaz, und der übereinstimmende Eifer von Offizieren

und Gemeinen, unter den Augen des Landesfürsten sich hervorzuthun, lassen die Niederlage rasender, von Opium betäubter Muselmänner mit einiger Zuversicht erwarten.

Schon vor Ausbruch des Krieges hat man von Czernowitz in der Bukowina an, durch Siebenbürgen, das Bannat, Syrmien, Slavonien und Kroatien, bis an das adriatische Meer, einen Truppenkordon gezogen, um die plözlichen Einfälle Türkischer Horden und Raubgesindels in unsre Provinzen zu hindern. Nebst der Hauptarmee, welche sich bei Futak in Ungarn versammelt hat, stehn noch fünf besondere Korps gegen den Feind im Felde: das erste in der Bukowina unter dem Prinzen von Koburg; das zweite in Siebenbürgen unter dem General Fabris; das dritte im Bannat unter dem General Wartensleben; das vierte in Slavonien unter dem General Mitrowsky; das fünfte in Kroatien unter dem Fürsten von

Lichten-

Lichtenstein. Die Hauptarmee wird der Kaiser in eigner Person, und unter ihm Feldmarschall Lascy kommandiren: der Erzherzog Franz macht dabei seinen ersten Feldzug mit. . . Wir dürfen nicht zweifeln, daß der Erfolg die getroffene Wahl der Generale rechtfertigen wird. Indessen wundert sich doch das Publikum von Wien, die Namen von Hadik und Loudon nicht bei der Armee zu finden.

Die ersten kriegerischen Schritte sind bereits gethan. Koburg hat die Wege aus der Moldau gegen Choczim vortheilhaft besezt, und nähert sich langsam dieser Festung. Fabris ist in die Moldau eingedrungen, und hat die dortigen wichtigen Salzwerke und die Hauptstadt Jassi weggenommen. Wartensleben hat die von Belgrad bis Orsowa auf der Donau gelegenen türkischen Schiffe erbeutet, und rükt gegen die Walachei. Mitrowsky hat die türkischen Schiffe auf der Sau weggenommen, Türkisch Gradiska in Grund

geschossen, und ein Detachement seiner Truppen jenseits der Sau postirt. De Vins ist vor der Anstellung des Fürsten von Lichtenstein in Bosnien eingerükt, ließ Dresnik und Sturlich durch seine Kroaten wegnehmen, welche aber von Dubitza mit Verlust abziehn mußten. Leute welche das Land kennen, versichern, daß die Einnahme von Bosnien äusserst schwer sey, und erst dann erfolgen dürfte, wann man ganz Servien in seiner Gewalt hat.

Die Hauptarmee stand bisher noch in Kantonirung, fieng aber am 15ten April an zu kampiren. Ihre erste Unternehmung soll die Belagerung von Belgrad seyn, indessen zu gleicher Zeit Koburg, in Vereinigung mit Rußischen Truppen, Choczim anfallen, und die Kroaten in Bosnien an Bihacs oder Banjaluka zu kommen trachten werden.

Das Schwerd ist also gezükt! Wollte ich nach Art der Zeitungsschreiber den

fein-

feinnasichten Politiker machen, was könnt ich da für Vermuthungen und Profezeihungen auftischen; aber ich mische mich nicht gern in dieses Handwerk.

Das Ernsthafte von der Sache abgerechnet, ist es ein wahrer Spaß, die Leute von verschiednen Ständen über diese Angelegenheit sprechen, kannegießern und streiten zu hören. Die meisten haben sich irgend einen Zeitungsschreiber zum Patron erkiesen, dessen Orakelsprüchen sie blindlings folgen. Die sich einsichtsvoller dünkenden verachten alle Zeitungen, und räsoniren nach eignem Kopfe. Der Eine glaubt, es sey nichts leichter, als alle Turbane in einem einzigen Feldzug über den Kanal nach Asien zurükzujagen. Der Andere meynt, wenn nicht fünf oder sechs Europäische Mächte zusammen helfen, so werde man wohl dem Meister Türk nichts anhaben können. Ein Dritter erhebt jeden kleinen erfochtenen Vortheil bis an die Wolken; ein Vierter zukt immer die

Ach-

Achseln, und weissagt, daß der hinkende Bothe nachkommen werde. Man schlägt sich auch wohl in Bierhäusern nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Fäusten um seine Meynung.

Ein anderer nicht so spaßhafter Umstand ist, daß der leidige Türkenkrieg in Wien das Brod über die Hälfte kleiner gemacht, und die meisten Lebensmittel in eben dem Verhältniß vertheuert hat, weil die Zufuhre aus ganz Ungarn gesperrt ist.

Noch hat der Hof keine ausserordentliche Kriegssteuer gefordert. Die Eroberungen in Osten werden dem Staat doppelt süß und vortheilhaft seyn, wenn sie ohne neue Auflagen ausgeführt werden, welches auch mit Grunde zu hoffen ist, da nach der heutigen Verfassung der Armeen, und dem Verhältniß der dabei interessirten Mächte, der Krieg unmöglich lange dauern kann.

CXVI.

Das Schänzl.

Dieß ist der Haven von Wien. Alles, was von Menschen, Waaren, Früchten rc. die Donau herunter schifft, kömmt hier an das Ufer. Das sogenannte Schänzl besteht aus dem schmalen Erdstrich, welcher zwischen den Festungswerken der eigentlichen Stadt und dem hier vorbeifliessenden Arm der Donau liegt.

Man sieht dort ein immerwährendes Bild der Geschäftigkeit. Schiffe kommen, Schiffe gehen. Ein Haufen nervigter Männer ist von Sonnen-Aufgang bis Sonnen-Untergang in voller Arbeit, die tausenderlei Bedürfnisse der grossen Stadt aus- und einzuladen. . . . Die aufgeblasenen Spitzkrämer von Brabant und Flandern, und ihre Sykophanten in Brüssel, haben weiter nichts als einen neuen Beweis von lächerlichem Geldstolz

und

und Niederländischer national Unwissenheit gegeben, da sie in ihren unbändigen Denkschriften von den Morästen der Donau in den Tag hinein schwazten; da Sie — welche die Donau nie anders als auf der Landkarte gesehen hatten — behaupteten, dieser Fluß sey nur durch seine Uiberschwemmungen in der Welt bekannt. . . . Wer sich vom Gegentheil solcher alberner Sprüche augenscheinlich überzeugen will, der gehe an das Schänzl, und er wird sehen, daß man die freilich manchmal austretende Donau auch zum Vortheil Oestreichs zu benutzen wisse.

Es ist ein Mauthhaus am Schänzl, wo die Koffers der ankommenden Fremden, und andere Sachen von minderer Wichtigkeit, sogleich beim ausladen unter die alles aufspürenden Finger und Augen der Zollbeamten kommen. Neben demselben stehen hölzerne Hütten, worin man kocht, barbirt, frisirt, ißt, trinkt, schläft, ungefähr wie auf einer wüsten Insel,

wenn

wenn man durch Sturm dahin verschlagen würde.

In der Jahrszeit der reifenden Früchte, ist auf dem Schänzl den ganzen Tag über grosser Obstmarkt, wo man die Geschenke Pomonens ganz frisch, so wie sie anlangen, geniessen kann. Dabei hat man nicht selten das Schauspiel von den wüthenden Fehden der Obstweiber, wie sie sich Schürzen und Kappen vom Leibe reissen, dichte Büschel Haare ausraufen, und so derb mit Nägeln und Fäusten auf Nasen, Augen und Wangen begrüssen, daß das Blut umhersprizt, und der Kampf selbst einem Haufen erboßter Matrosen Ehre machen würde. Dieses für die Zuseher immer lächerliche Schauspiel, die vollen Obstkörbe, und die Aussicht auf den sehr lebhaften Fluß, macht das Schänzl zu einem vorzüglich beliebten Spaziergang für die Handwerksbursche und ihre näschigen Schönen. An Feyertagen besonders ist der Plaz den ganzen Tag mit einer

Men-

Menge von diesen Leuten bedeckt, die sich zum Theil auch hier auf kleinen Schiffchen für 1 Kreuzer über den Fluß nach der gerade gegenüber liegenden Leopoldstadt führen lassen.

Nicht fern ausser dem Schänzlthor steht ein kleines Häuschen, woran mit einem schwarzen Strich die Höhe bemerkt ist, auf welche bei der Überschwemmung im März 1784 das Wasser stieg. Sie beträgt beinahe zwei Klafter über die gewöhnliche Oberfläche des Flußes. Man stelle sich die dadurch entstandene Verwüstung vor!

Nicht selten ist das Schänzl der Standpunkt freundschaftlicher Umarmungen und Herzensergiessungen. Wer sich im westlichen Deutschland auf der Donau einschifft, um nach Wien zu gehn, schreibt an seine hiesigen Freunde und Bekannte, an welchem Tage er ungefähr einzutreffen gedenkt. Man geht ihm auf das Schänzl entgegen; das erwartete Schiff landet;

der Fremde springt freudig ans Ufer; sein Freund eilt ihm in die Arme, bewillkommt ihn mit brüderlichen Küssen, und führt ihn, Hand in Hand geschlungen, nach der lärmvollen Stadt.

CXVII.

Banko und Börse.

Die Wienersche Stadt-Bank hat einen festen und weit ausgebreiteten Kredit. Ihre Obligationen gehen nicht nur in den östreichischen Ländern, in Friedenszeiten, mit drei bis 3 ½ Prozent Aufgeld; sondern ihre Bankzettel kursiren auch in fremden Provinzen, wie z. B. in Holland, statt baaren Geldes. Dieser Kredit gründet sich auf den unerschöpflichen natürlichen Reichthum des östreichischen Staats, auf die gute Verwaltung dieses grossen politischen Körpers, auf die gewissenhafte und genaue Ordnung, die Interessen zur

Stunde, wenn sie fällig sind, zu bezahlen, und alle Bankopapiere ohne Verzögerung und Anstoß gegen baares Geld einzulösen.

Nach dem kostbaren siebenjährigen Kriege wurden die Interessen von 5, auf 4 vom 100 herabgesetzt. Seit vielen Jahren nimmt man auch zu 4 Prozent keine Kapitalien mehr an, sondern nur zu 3½.

Das Stadt-Bank-Amt ist in der Singerstrasse. Hier werden die Obligationen auf Verlangen der Besitzer umgeschrieben; hier werden die Interessen ausbezahlt, die man aber an Festtagen, am Mittwoch und Samstag jeder Woche nicht erheben kann. Auch kann man hier die Bankozettel gegen baares Geld umsetzen... Die Bank-Obligationen kann man auf seinen eignen wahren, oder auf erdichtete Namen schreiben lassen, und so kursiren sie Jahre lang, und unter hundert Händen in verschiednen Angelegenheiten herum,

ohne

ohne daß der wahre Eigenthümer dersel-
ben bekannt ist: eine sehr bequeme Ein-
richtung, weil es manchem ehrlichen Mann
aus guten Gründen ungelegen seyn kann,
den Börselaurern und andern Geldmäklern
wissen zu lassen, ob er diese oder jene
Obligation verkauft, versetzt, oder sonst
zu einem Geschäft gebraucht hat.

Die Aufkündigung der Kapitalien muß
vier oder sechs Wochen, auch wohl ein
Vierteljahr vor der verlangten Bezahlung
geschehen, je nachdem die Summe kleiner
oder grösser ist. Die Aufkündungszeit ist
in jeder Obligation von selbst bestimmt.
Wenn der Staat in einem Krieg verwi-
kelt ist, so werden keine Kapitalgelder
herausbezahlt, die Interessen aber laufen
in ihrer Ordnung fort.

Vor Zeiten soll die Manipulation bei
diesem Amte nicht die Beßte gewesen seyn.
Ihre Mangelhaftigkeit brachte vor etwann
zwölf Jahren einen Schurken, Namens
Donati, welcher bei der Bank als Beam-

ter stand, und folglich den Gang der Maschine genau einsah, auf den Gedanken, die Bank zu bestehlen. Es gelang ihm, und er flüchtete mit einer grossen Summe vermuthlich nach Amerika. Nach diesem Vorfall verfügte sich Se. Majestät der jezige Kaiser selbst nach dem Bank-Amt, ließ sich die ganze Sache, und die Manipulation genau vorlegen. Daß er nicht damit zufrieden war, erhellet daraus, daß er sprach: „Wenn die Sachen auf „diesen Fuß behandelt werden, so wun„dert mich, daß Donati nicht eine noch „grössere Summe entwandte." Seitdem hat man die Manipulation strenger eingerichtet, und ein Nachahmer des Flüchtigen würde heut zu Tage übel anlaufen.

Das Hof-Kupfer-Amt nimmt ebenfalls Kapitalien an, und stellt Obligationen darüber aus, seit mehreren Jahren auch, wie die Bank, nur zu 3½ Prozent, jezt aber, seit dem Anfange des Krieges, wieder zu 4 Prozent. Diese Papiere haben

ge-

gewöhnlich beinahe eben den Werth, wie die Bankscheine, doch sind sie etwas mehr dem Steigen und Fallen unterworfen.

Um die Negoziationen und den Umlauf dieser öffentlichen Staatspapiere mehr zu befördern und in der Ordnung zu erhalten, ist die Börse vorhanden. Sie steht vormittags von 11 bis 1 Uhr, und nachmittags von 3 bis 5 Uhr offen, und ist auf dem Kohlmarkt, beim grünen Fäßchen, im ersten Stokwerk. Hier werden alle Geldgeschäfte, bei denen es auf den Verkauf, die Verwechslung der Staatspapiere und förmlicher Wechselbriefe ankommt, geschlossen, oder wird die Abschliessung angezeigt. Die öffentlichen Papiere, welche jemand seinem Gläubiger für baare Bezahlung überläßt, oder mit welchen der Kauf von Realitäten, Häusern rc. vergütet wird, gehören nicht in das Forum der Börse. Zur Verhandlung der Wechselbriefe ist es genug, wenn solche auf der Börse geschieht, oder auch ausser dersel-

ben, jedoch mit Beiziehung eines Sensalen, welcher das Geschäft in das Tagebuch der Börse einträgt. Weiber, Bankrottmacher, Minderjährige und als Verschwender erklärte, sind von dem Eintritt der Börse ausgeschlossen. Es sind Geldstrafen und die Ausschliessung vom Eintritt in die Börse für diejenigen ausgesetzt, welche Staatspapiere und Wechsel ohne Anzeige bei der Börse verhandeln; welche in ihren Wohnungen Zusammenkünfte dulden, deren Gegenstand auf die Börse gehört; welche aus Wuchergeist, um die Papiere fallen zu machen, den Werth derselben verrathen.

Diese Absichten und Anordnungen sind zum Wohl des Publikums weise und gedeihlich entworfen. Indessen behauptet man, daß beschnittene und unbeschnittene Juden, samt einem feilen Troß von Unterhändlern, die Börse häufig umlagern, und manchmal die guten Anstalten derselben vereiteln.

CXVIII.

CXVIII.

Juden.

Der Saame Abrahams pocht nicht so ganz umsonst auf die ihm gethane Verheißung, daß er sich mehren werde, wie die Sterne am Himmel. In den östreichischen Erblanden befinden sich zum mindsten 300000 Israeliten. In Ungarn und Böhmen waren sie schon seit lange häufig; aber mit Galizien bekam der Staat auf einmal um 160000 solcher Geschöpfe mehr.

In Wien schweben ungefähr sechsthalb hundert Judenseelen. Ihr einziger und ewiger Beruf ist zu mauscheln und schachern, und Geldmäkeln, und zu betrügen Kristen, Türken, Heiden, ja sogar sich selbst unter einander. Die Judengasse, die Preßgasse, und die dortigen Winkel der Stadt, nennt man spottweise das Neue Israel; denn da wimmelts, beson-

ders gegen Mittag und Abends in der Dämmerung, von armen Beschnittenen, die nach hebräischem Accent Deutsch miteinander sprechen und zanken, und dieß mit solchem Eifer, daß ihnen der Geifer in den schmuzigen Bart fließt, und sie einander wohl auch unabsichtlich ins Gesicht speien.

Dieß ist indessen bloß der bettelhafte Troß aus Kanaan, der an Schmuz, Unsauberkeit, Gestank, Ekelhaftigkeit, Armuth, Schelmerei, Zudringlichkeit, und was etwann sonst noch die Eigenheiten des auserwählten Volks seyn mögen, nur noch von dem Gesindel der zwölf Stämme aus Gallizien übertroffen wird. . . . Die Indischen Fakire abgerechnet, gibt es wohl keine Gattung von seyn sollenden Menschen, welche dem Ourangoutang näher kommt, als einen polnischen Juden. Die Wilden auf den Inseln der Südsee sind noch Stutzer gegen sie, wenn anders den Cookischen Abbildungen zu trauen ist.

Vom

Vom Fuß bis zum Hals voll Koth, Schmutz und Lumpen, in einer Art von schwarzem Sack steckend, der um die Mitte mit einem Gürtel gebunden ist, woran ein schmieriges Stük Riemen und einige Schnüre hängen, die, ich weiß nicht, welche göttliche Gebothe und Geheimnisse bedeuten sollen; der Hals offen und von der Farbe der Kaffern; das Gesicht bis an die Augen verwachsen, von einem Bart, der selbst dem hohen Priester im alten Tempel Grausen erregen würde; die Haare büschelweise verdreht, und in Knoten geknüpft, um die Schultern triefend, als ob sie alle die Polnische Plika *) hätten. . . . Ihr Geist, oder was etwa bei ihnen die Funktionen dieses Wesens verrichten mag, ist, nach dem Geständniß ihrer eignen Landsleute, wo

*) Eine besondere Krankheit der Polen. Man sehe darüber Coxe Reisen durch Polen Rußland ꝛc.

möglich, in einem noch elendern Zustande als ihr Körper. — Wäre Swift jemals in Polen gewesen, ich würde glauben, er habe das Original zu seinen Yahoos von den dortigen Israeliten genommen. — Diese Geschöpfe kommen in den Zeiten der Jahrmärkte zu hunderten nach Wien, um Waaren einzuschachern, und in ihre Heimath zu bringen.

Hält man die reichern Juden von Wien gegen jene elenden Wichte, so sollte man freilich nicht glauben, daß sie des nämlichen Herkommens mit ihnen seyn. Die Familien der Arnsteiner, Wetzlar, Hönig ꝛc. sind bekannt. Sie haben sich durch mancherlei Wege ansehnliche Reichthümer erworben; aber eben diese Götzen haben manche derselben von der Religion ihrer Väter abtrünnig gemacht: wozu auch der Umstand hilft, daß die Juden hier noch immer vom Ankauf liegender Gründe und unbeweglicher Güter ausgeschlossen sind; eine heilsame Verord-

nung, wenn man das Beispiel mancher Gegenden ansieht, wie daselbst durch ehemalige allzugrosse Begünstigungen die Juden das Kristenvolk verdrängen und drücken. Die zeitlichen Vortheile, welche unter der vorigen Regierung mit solchen Bekehrungen verbunden waren; die minder lästige Lebensart der Kristen, gegen die äusserst beschwerlichen Religionsgebräuche der Anhänger des Talmud gerechnet, und die engere Freundschaft, welche ein zum Kristen gewordener Israelit mit den Vornehmen des Hofes und der Stadt knüpfen konnte, waren ebenfalls wichtige Beweggründe, aus dem Alten in das Neue Testament zu flüchten. . . . Die scheinbaren Absichten, mit denen einige kristliche Priester an dieser Sache arbeiteten; und der Eifer, mit dem sich die frommen Damen und Kavaliers von Wien zum Taufstein drängten, um die Pathenstelle bei dem der wahren Religion gewonnenen Juden zu vertreten, gab jeder

sol-

solchen Bekehrung, woraus nur selten Erbauung entstand, doch immer ein feyerliches Ansehen.

Indessen sind, troz grosser Reichthümer, einige Familien doch der alten Theokratie getreu geblieben; und sind unter den duldsamen Wienern darum nicht weniger wohl gelitten. Man erinnere sich der bekannten Eskales, die, bei aller Anhänglichkeit an das Gesez Mosis, kristliche Staatsmänner, Helden und Gelehrte bezauberte. Und die schöne Hebräerin **! macht sie nicht noch bis auf den heutigen Tag die Aspasia für unsere jungen Kavaliers und eleganten Herren? Knien vor ihrer Bundeslade nicht um die Wette Anhänger des Pabstes, Luthers, Kalvins, und der Englischen Kirche? . . . Freilich sagt man, herrsche in solchen Häusern ein Ton, mit dem ein orthodoxer Rabbiner nicht allerdings zufrieden seyn würde; aber wer bekümmert sich bei solchen Um-

ständen um den krausbärtigen Pedanten, der am Pentateuch und Talmud käut!

Die Juden haben keine Synagoge in Wien; aber es steht ihnen frei, in ihren Wohnungen zu bethen, schreyen, Grimassen zu machen, wie und so oft sie wollen. Die hier heirathen wollen, müssen ein Vermögen von 10000 Fl. aufweisen. Welche sich hier ansässig machen wollen, müssen vor der Polizei anzeigen, auf welche Art sie sich nähren können. Die fremden Juden, welche kommen, die Jahrmärkte zu besuchen, erhalten immer nur auf 6 Wochen Erlaubniß, hier zu bleiben; nach Verlauf dieser Zeit müssen sie sich von der Polizei neuerdings auf 6 Wochen Freiheit auswirken: eine gute Anstalt, um die Stadt vor dem allzugrossen Uiberlauf dieses Mäklergesindes zu bewahren.

Der alles reformirende Geist unsers rastlosen Zeitalters, hat sich auch an die Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs gemacht. Dohms Schrift: über

die bürgerliche Verbesserung der Juden, erregte viel Aufsehn; wenn aber öffentlichen Nachrichten zu trauen ist, so that sie selbst in dem Lande ihrer Entstehung wenig Wirkung. Schon vor Dohms Abhandlung waren in Prag ein paar Kleinigkeiten über eben diesen Gegenstand erschienen. Sie machten Eindruk auf das Publikum, das war es alles. Die Gewaltigen der Erde kehren sich leider selten an die Stimme der Schriftsteller.

In den östreichischen Landen hat man indessen, ohne Rücksicht auf die Vorschläge der Gelehrten, einige Veränderungen mit der Judenschaft vorgenommen, welche Einfluß auf dieses Volk gewinnen müssen, wenn sie in der Praxis so gut ausfallen, als die Theorie derselben vielversprechend ist. Um dieses exotische Volk mehr an die Lebens- und Denkungsart der wakern Deutschen Nazion zu gewöhnen, hat man ihnen befohlen, lauter bestimmte deutsche Familien-Namen anzuneh-

neh-

nehmen; alle ihre Rechnungen, Synagogen-Bücher, Gerichtsbücher, Verträge, Wechselbriefe, und überhaupt alle Arten von öffentlichen Schriften, in deutscher Sprache und mit deutschen Buchstaben zu schreiben. Ihre Schulen in Böhmen, Oestreich, Mähren, Ungarn, Gallizien rc. sind auf den Fuß der deutschen Normal-Schulen eingerichtet, und es muß allenthalben in denselben Deutsch gelehret werden. In Gallizien hat man ihnen unter vortheilhaften Bedingungen Grundeigenthum eingeräumt, und noch mehr angebothen, um sie an den Akerbau und an die Landwirthschaft zu gewöhnen. . . . Herz Homberg, ein Schüler von Moses Mendelssohn, und selbst jüdischer Abkunft, hat die Aufsicht über alle Juden-Schulen in dieser Provinz erhalten, um diese unbeschreiblich rohen Horden, so viel möglich, anderen gesitteten Menschen etwas ähnlicher zu machen.

Ich

Ich meines Theils würde die Juden, wenn ihre Zahl so groß ist, wie in den östreichischen Erblanden, allen Pflichten den übrigen Unterthanen unterwerfen. Auch an den Militar-Stand würde ich sie gewöhnen. In Brandenburg läßt man die dort ansäßigen Mennoniten nicht zahlreicher werden, und keine Proseliten machen, weil es ein blutscheues Völklein ist, das keine Kriegsdienste thut. In Ungarn hat man vor zwanzig Jahren aus gleichen Gründen die dortigen Mennoniten gezwungen, katholisch zu werden, um sie für den Staat gleich brauchbar zu machen. Warum sollen die Juden eine Ausnahme geniessen? . . . Zu wirklichen Soldaten würde ich sie zwar nie nehmen, weil ich weiß, daß sie Feige sind, die so wenig kriegerischen Muthes und männlicher Zucht fähig werden, als ein Regiment Lappen oder Samojeden; die beim ersten Kanonenschuß das Gewehr wegwerfen und aus der Fronte laufen würden. Aber man

neh-

nehme sie zu Fuhrknechten, zu Stükknechten, zu Regiments-Schneidern, Schustern, Bäkern ꝛc. Ihr Einwurf wegen der Heiligung des Sabbaths ist eine leere Ausflucht. Man hat in Preussen Soldaten gesehn, welche wirkliche Juden waren; im lezten amerikanischen Krieg hat der Ober-Rabbiner von Amsterdam seinen Religionsgenossen allgemeine Dispensazion ertheilt, daß sie als Soldaten bei der Armee, als Matrosen auf den Schiffen, und in andern Eigenschaften dienen konnten, ohne Sünde, ohne den Sabbath, ihre Kleidungsregeln, ihre Tischgesetze ꝛc. zu verletzen. Endlich haben sie ja Beispiele in der Bibel selbst. Fochten sie nicht unter den Maccabäern am Sabbath gegen ihre Feinde? *)

Man

*) Da dieses schon geschrieben war, erschien in der Wiener Zeitung, Nro. 41. vom 21. Mai 1788. folgender Artikel:

Das königl. gallizische Landesgubernium hat unter dem 8. April nachstehen-

Man behauptet, daß die reichern Juden überhaupt stark anfangen, im Punkte ihrer Religion Freigeister zu werden, oder, welches in ähnlichen Fällen eben so viel sagt, philosophischer zu denken. Allmählig wird sich dieses weiter verbreiten, und mit dem Sturz ihrer Vorurtheile werden sie auch gemeinnütziger werden. Um dieses zu beschleunigen, müßte man vor

allem

---

des Kreisschreiben erlassen: „Damit die in diesem Königreiche so zahlreiche jüdische Nazion für den Staat gemeinnüziger gemacht, und ihr zugleich die Gelegenheit verschaft werde, sich für das allgemeine Wohl zu verwenden, dadurch aber neue Nahrungszweige für sich zu erhalten, und zugleich an Aufklärung sowohl als an Verbesserung der Sitten zu gewinnen, haben Se. Maj. mittels Hofdekrets vom 18. Febr. d. J. gnädigst zu beschliessen geruht, daß die jüdischen Unterthanen in Gallizien, und zwar gleich bei gegenwärtigen Kriegsumständen, zu den Militärdiensten verwendet, und daher künftig gleich den Christlichen Unterthanen konskribirt werden sollen."

allem ihre Rabbiner die eigensinnigsten, unwissendsten Leute unter der Sonne, mehr zur Vernunft bringen.

CXIX.

Nonnenklöster.

Die Einrichtung der kristlichen Nonnenklöster, so wie sie jezt noch in den meisten katholischen Ländern bestehn, ist vom Grunde aus schief und verkehrt. Ich weiß nicht, in wie fern der Himmel an diesen Anstalten Wohlgefallen haben mag; aber so viel ist gewiß, daß die gesunde Filosofie und Staatskunst sie ganz unzwekmäßig, grausam und abentheuerlich findet.

Therese ist ein gutes, munteres Mädchen. Sie hat eine lebhafte Einbildungskraft, aber sehr mittelmäßigen Verstand. Ihre Mutter ist ein frommes Weib, die eine weitläufige Verwandte in einem

Nonnenkloster der Stadt hat. Der Vater gilt für einen vermögenden Mann. Mutter und Tochter besuchen die verwandte Nonne oft: man füllt dem Mädchen erst den Magen mit Zukerpläzchen und anderm süssen Nonnengebäcke, nach und nach den Kopf mit andächtlerischen Grillen. Die geistliche Muhme hat es der Abtissin gestekt, daß Theresens Vater Dukaten besizt. Nun wird mit dem Pater Beichtvater ein Plan angelegt, das Goldfischchen einzuhaschen. Die Versuche gelingen; das Mädchen wird allmählig so sehr für den Schleier erhizt, daß sie ihn selbst von ihren Aeltern verlangt. Die Mutter ist zu fromm, sich dem vermeintlichen Beruf zu widersezen; der Vater steht unter dem Pantoffel; nach sechs Monaten schleicht Thereschen in das Kloster, und bringt ihr reiches Erbtheil mit sich. . . . Rosine ist die jüngere Tochter eines armen Edelmannes. Um dem Sohn, welcher Soldat ist, eine kleine Unterstüzung neben seiner Gage zu verschaf-

schaffen, um die ältere Schwester mit dem Sohne eines Mannes verheirathen zu können, von dem man gewisse Protektionen hofft; muß Rosine auf ihr Erbtheil Verzicht thun, und Klosterfrau werden. . . . Leonore ist ein Mädchen voll Feuer, voll romantischer Bilder und Träumereien. Sie hat einen Liebhaber, der ihr empfindliches Herzchen bis zu Thränen der Wonne und Zärtlichkeit schmelzen macht. Plözlich schlägt ihr Papa einen ganz unbekannten Mann zur Heirath vor, denn es ist eine sogenannte gute Parthie. Schon der blosse Gedanke, ihrem Geliebten entrissen zu werden, macht, daß Leonore Krämpfungen bekommt. Während dieses Sturmes erhebt sich ein noch ärgerer: unter einem sehr seichten Vorwand verläßt sie ihr Liebhaber. Nun ist sie in Verzweiflung. Unwissend, daß die Zeit solche Liebeswunden bald heilt, spricht sie nun bloß vom Kloster, verabscheut alle Männer, bewegt die ganze Verwandtschaft und den

Gewissensrath vom Hause zu ihrem Absichten; Papa wird vom göttlichen Beruf überwiesen, tritt mit dem vorgeschlagenen Freyer zurük, und Leonore vergräbt sich in eine Zelle. . . . Susanne lebt bei ihrer Mutter, einer Wittwe von vierzig Jahren. Diese ist die leibhafte Wohnung des Zankteufels. Susanne kann keinen rechten Schritt thun: alles an ihr wird getadelt, über alles wird gekeift; sie hat weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe. Der Vertraute des lüsternen Weibes, ein vierschrötiger Kanzlei-Federfuchser, hilft getreulich dazu, Susannen zu foltern, um sie auf irgend eine Art los zu werden. Das gequälte Mädchen weiß keinen andern Ausweg, und flüchtet aus unerträglichem Gramm in ein Kloster.

Man sehe in die geheime Geschichte der Nonnenklöster; man frage die meisten Exnonnen, welche offenherzig genug sind, die Wahrheit zu reden, und man wird finden, daß unter zwölf Mädchen immer

neun

neun bis zehn aus solchen oder ähnlichen Gründen in die Klöster kamen. Und was war dort ihre Beschäftigung? das unverstandene Breviar zu bethen; süsse Näschereien zu kochen; Amulette, Bilder, Skapuliere und dergleichen albernes Spielzeug zu verfertigen; Wallfahrten in einen Gartenwinkel oder auf den Dachboden anzustellen; mit den Oberinen und unter sich selbst zu zanken, eifersüchteln, beneiden, verläumden; halb mystische und halb irdische Liebeleien mit dem Beichtvater und andern Mönchen unterhalten; oder aus innern Gramm und Verdruß über vereitelte Aussichten, zerschellte Hoffnungen, getäuschte Gefühle, in einer dumpfen Schwermuth dahin welken. Erzwungene Unthätigkeit, eine der schmerzlichsten Plagen für nicht ganz abgestumpfte Menschen, war in den meisten Nonnenklöstern allgemein herrschend. Auf dieses Weibervolk paßte eigenthümlich die Schilderei des Römischen Dichters:

Est — quædam natio, gratis anhelans, occupata in otio, multum agendo nihil agens.

In Oestreich ward man endlich dieser Menschengattung und ihres vermeintlichen Berufes satt. Seit der gegenwärtigen Regierung sind alle Nonnenklöster aufgehoben worden, die sich mit blossem Chorsingen beschäftigten. Man hat nur zweierlei Orden beibehalten: den einen, dessen Schwestern Spitäler für arme Weibsleute unterhalten; und den anderen, welcher sich mit Unterweisung der Mädchen abgibt.

Wien hat noch drei Nonnenklöster: die Elisabethinerinnen auf der Landstrasse, welche sich mit ihrem Krankenhause beschäftigen. Ihr Institut ist für die Menschheit heilsam, und ihre Bestimmung ehrwürdig: bei unsern hochökonomischen Zeiten ist an solchen Zufluchtsorten für unglüklich Leidende eben kein Uiberfluß. Die Thätigkeit, mit der sich diese guten Schwe-

stern ihrer Nebenmenschen annehmen, macht ihnen selbst ihre Lebensart erträglicher, und ihr Daseyn dem Staate gedeihlich. . . . Die Ursulinerinen in der Stadt beschäftigen sich mit dem Unterricht bürgerlicher Mädchen; und die Salesianerinen auf dem Rennweg haben eine Erziehungsanstalt für adeliche Töchter. Diese Anstalten haben freilich von einer Seite etwas Gutes, und können das Fortdauren dieser Klöster einigermassen rechtfertigen; indessen ist es ein bekannter, aber nicht ungegründeter Einwurf, daß die Nonnen-Erziehung immer etwas schiefes hat, und auf die meisten Mädchen Eindrüke macht, Begriffe und Gewohnheiten bei denselben zurükläßt, welche in der Folge manchen ehrlichen Mann die gewöhnlich sehr mit Kleinlichkeiten beschäftigte Kloster-Erziehung verwünschen machen. . . . Der Gebrauch, junge Mädchen haufenweise in die Klöster zusammen zu sperren, ist vermuthlich aus Frankreich

zu uns gekommen, taugt aber deswegen um nichts mehr. Der wissenschaftliche Unterricht in diesen geistlichen Kosthäusern läuft gewöhnlich auf eine Gedächtnißsache hinaus, und das Aufgefaßte fertig herunter zu plappern. Gibt man die Mädchen hinein, um ihre Unschuld desto sicherer zu bewahren, ihnen Sitten und Lebensart beizubringen: so fällt die Wirkung oft noch schlechter aus, als im Unterricht. Was die Lebensart betrifft: so sind die meisten aus diesen Klosteranstalten kommenden Mädchen entweder sehr blöde und Menschenscheu, oder so verschmizt, ränkevoll, und bösherzig, daß sie sogar zum Sprichwort geworden sind.

Es war dem deutschen Publikum auffallend, da es vor ungefähr zwei Jahren in der Wienerzeitung las, daß man fünfzehn Sakraments-Nonnen aus Frankreich habe kommen lassen, um sie in Lemberg bei der Erziehung des jungen weiblichen Adels zu gebrauchen. Leider ist dort eine

sol-

solche Stiftung von der Französin La Grange, nachheriger Gemahlin Johannes Sobiesky, angelegt. Allein die naseweisen Franzmänninen machten einen solchen tobenden Lärmen, und brachten alles in eine solche Unordnung, daß man sie nach einem Jahre fein sauber wieder alle abdankte, und ganz in der Stille dorthin zurük spedirte, woher sie gekommen waren.

Man erlaube mir einen Vorschlag: da die Stiftung der beiden hiesigen Nonnenklöster zur Mädchen-Erziehung bestimmt ist, so verwandle man diese Häuser vollends in weltliche Institute, wie das schon bestehende Mädchenpensionat ist. Diese Verwandlung wird und muß unfehlbar Vorzüge über das geistliche Institut haben.

Es leben in Wien viele Ex-Nonnen. Sie haben sich zu ihren Verwandten, Bekannten, oder ihrer zwei und drei zusammen gezogen, und geniessen in der Stille

ihre

ihre Pensionen. Es ist zu bedauern, daß der andächtige Eigensinn von ein paar Bischöfen ihnen die förmliche Befreyung von ihren ehemaligen Gelübden verweigert hat. Wie manchen Reichen und Vornehmen hat man schon von den feierlichsten Gelübden, selbst vom Priesterstand, zur Ehe losgesprochen! . . . Bei den Nonnen aber war weder Geld noch Einfluß zu erhaschen; und so wäre es freilich himmelschreiend, ihre Gelübde aufzulösen. Dieses Benehmen gibt eine neue Bestättigung über den verächtlichen Geist derjenigen, welche die Religion zum Vorwand ihrer herrschsüchtigen und eigennützigen Absichten misbrauchen.

CXX.

Weine.

Inländer haben es im Auslande, und Ausländer bei Uns gefunden, daß die Deutsche, und vorzüglich die Wienersche Küche die beßte, die nahrhafteste, aber auch die schwelgendste sey. Der Engländer begnügt sich mit seinem Roastbeef, der Franzose mit einem Hammelsbraten und ein paar kleinen Pasteten; der Italiener mit einem in Oel gebackenen Meerfisch und seinem Strachino. Der Wiener aber liebt die Menge der Schüsseln; vom Auerhahn bis zur Taube, von der Forelle bis zum Thunfisch, muß alles Geflügel und das ganze Reich der Fische seinen Tisch mit Leckerbissen versehn. Seine Brühen sind kräftig und schmackhaft; dieß beweisen die vielen Podagristen, welche man hier häufig findet.

Seine Eßgelage wären unvollkommen, wenn nicht gute Weine den Kizel des Gaumens vermehrten, und die Verdauung der Mittagstafel für das Nachtmahl befördern hälfen.

Der patriotisch gesinnte Trinker schäzt seinen alten Landsmann mehr als alle jene Weine, welche in Frankreich und Italien gekeltert werden. Die Gebürge um Wien, Grinzing, Nußdorf, Bisamberg, Brunn und Gumpoltskirchen, versehen ihn mit Weinen, die in ihrem zehnten Jahre 14 bis 15, und in ihrem zwanzigsten 30 und mehr Gulden, der Eimer, gelten. In seinen spätern Jahren vergleicht man ihn mit Recht dem Rebensaft, welcher am Rhein gepreßt wird. Aerzte verordnen ihn schwächlichen Greisen, und gegen Magenkrankheiten; und selten ohne Wirkung.

Der Vorwurf, daß der Deutsche, und vorzüglich der Oestreicher, ein Säufer sey, ist alt, aber in unsern Zeiten etwas über-

trieben. Der Deutsche ißt mehr und ißt besser, als seine Nachbarn: daher trinkt er auch mehr. Laßt den Engländer seinen Spleen mit seinem Porter, den Franzosen, wenn er welchen hat, mit einem Gassenlied, den Italiener mit einer Beschwörung der Heiligen verjagen. Warum sollte der gastfreie Deutsche nicht mit einem Glas alten Wein unter freundschaftlichem Gespräche sich guten Muth und gutes Blut schaffen! . . . Wundert euch daher nicht, wenn ihr biedre Wiener in einer Schenke bei einer Flasche mit schon grünlichtem Oestreicher gefüllt beisammen seht. Ihr möget wohl eine halbe Stunde horchen, und ihr hört nur Lobgesänge auf den Gott des Weines. Anfangs wird der Reihe nach gekostet. Jeder hat seine eigne Art, die ersten Tropfen mittels seiner Zunge auf die Kapelle zu bringen. Auch der geübteste Kenner wagt es nicht gleich mit seinem Urtheile herauszuplazen: er prüft, überlegt, und sagt dann in frohem

hem Ton: der Wein ist gut! oder: er ist milde! . . . Darauf folgt eine Litanei von Lobsprüchen auf den Wirth. Oft wird wohl so lange getrunken, bis man den Werth des Weines nicht mehr bestimmen könnte. Man geht unter Bedauern, daß alles vergänglich sey, taumelnd nach Hause, sich freuend auf den künftigen Abend, um wieder von dem Mutterfäßchen zu kosten.

Die Verschiedenheit der Stände verursacht auch die Verschiedenheit des Getränkes. Der Adel, der Bürger, der Beamte, der gemeine Mann, trinkt ungleiche Weine, und in ungleichem Maße.

Der hohe Adel, welcher sich des Tages wohl zehnmal auf das Einfuhrverboth der fremden Erzeugnisse erinnert, fühlt auch das Verboth der Weine mit grossem Schmerz. Man erblikt jezt nur noch selten auf den Tafeln der Grossen die Spanischen Weine, welche die schlappen Nerven durch ihre würzhafte Stärke aufrichten;

ten; selten den Burgunder, der, selbst mit Ubermaß getrunken, dem Kopf nicht schmerzhaft ward; selten den Schampagner, der den Wiz gähren machte. Sechszig Prozent, und die Eingabe des Namens bei Seiner Majestät, von dem, der sie vom Auslande kommen läßt, haben ihren Gebrauch vermindert.

Ihren Plaz ersetzen nun Hungarische Weine, welche die Gebürge von Tokai, Erlau, Schumlau, Nesmill, Siklos, Szekszard, St. Georg und Menisch erzeugen. Die Gaumen gewöhnen sich daran, und man fängt an, vorzüglich den sogenannten Ausbruch der zwey leztern gut zu finden. . . . Die Aerzte empfehlen besonders den Weiner Wein, ebenfalls ein Hungarisches Gewächs: sein Saft verbindet die Säure des Oestreichers mit dem Feuer seines Vaterlandes in einem der Gesundheit zuträglichen Grade. Die Damen halten sich mit dem Tokaier schadlos, den man aber fast nirgend als bei Hofe,

 und

und in wenigen Herrschaftshäusern ächt trinket. Für den Hof werden jährlich 60 Antheile *) geliefert; und der Adel zieht ihn auf seinen eignen Weinbergen. Die Trautsohnsche Familie besaß die beßten Gebürge: als diese erlosch, wurden dieselben unter mehrere Besizer vertheilt. Für Schwäche und Krämpfe des Magens ist dieß der beßte Wein: sein Feuer ist angenehm von seiner Süsse gemildert. Im Auslande schäzt man ihn so hoch, daß der k. k. Hof jedes Geschenk mit nichts angenehmern zu erwiedern wüßte. Der Rußische Hof hatte sogar eigne Weingebürge in der Nachbarschaft von Tokai an sich gebracht, und, welches ein seltnes Schauspiel ist, hielt daselbst, mitten in Hungarn, eine Rußische Garnison von 30 Mann samt einem Offizier, um die kost-

*) Ein Anthal oder Antheil hält anderthalb Eimer, oder 60 Maß.

kostbaren Trauben Tag und Nacht zu bewachen, von denen, wie man sagt, nur seine Lieblinge an der Newa zu kosten bekamen.

Es wäre wunderbar, wenn der Weinhandel vom Betruge frei geblieben wäre. Daher rathe ich Euch, lieber gar keinen Tokaier zu trinken, wenn Ihr ihn nicht aus einem hungar'schen Herrschaftshause bekommt. Die Weinhändler haben die Kunst erfunden, ihn aus getroknekten Beeren mittels Syrups zu bereiten. Ihr verderbt euren Magen noch mehr, dessen Schwäche Ihr doch tilgen wolltet. Wenn Euch eine Flasche Tokaier um 1 oder 2 Gulden angebothen wird, so kauft ihn nicht, und trinkt lieber einen gewöhnlichen hungarischen Wein, oder guten Oestreicher.

Der Adel trinkt meistens zu Hause, oder bei denen, mit welchen ihm sein Wappen umzugehn erlaubt. Doch wagen sich einige junge Kavaliers manchmal über

den Rand ihres Diploms hinaus, und besuchen die ansehnlichern Gewürzläden. Neben den Hungarischen werden auch einige süsse Weine aus Friaul, Istrien, der Lombardei und Toskana getrunken.... Seit der stets mehr um sich greifenden Brittensucht, hat man sich stark an den Punsch gewöhnt: welcher statt des Rum's und Rake hier oft mit gutem hungarischen Slivoviçza (Pflaumenbrantewein) zubereitet wird: selbst Fräuleins geben schon Punschgesellschaften.

Beamte und Bürger eilen beinahe um die nämliche Stunde zum Weine: der erste verläßt sein Schreibpult, wenn sich die Vorgesetzten entfernen, und dieser schließt seinen Laden, wenn ihn die Dämmerung keine Besuche mehr hoffen läßt. Beide suchen sich den Schweiß ihres Angesichts in ihren gewählten Gasthofe bei ihrer gewöhnlichen Gesellschaft zu troknen. Der Bürger steht besser als der Beamte; daher begnügt sich dieser mit Wein

zu 16 Kreuzer die Maß, indessen der Bürger an einem Abend von 24 bis 48 Kr. alle Preise durchsäuft.

Der Beamte spricht von seinen Geschäften, schimpft auf diesen oder jenen dummen Streich seines Obern, und bemüht sich, die erhaltenen Verweise mit einem Gläschen aus dem Gedächtniß zu schwemmen . . . . Der Bürger fängt mit einer kleinen Prellerei an, die er in seinen Handlungsgeschäften den Tag über gespielt hat; kommt dann, wenn ihn der Wein von seinem Spekulationsgeist wegführt, auf die Verordnungen des Landesfürsten: von denselben geht er ins Parlament nach London, oder in die Stube der Notabeln von Frankreich; vergleicht wohl gar die Regierungsformen. Da ist man nun gewöhnlich einer entgegengesetzten Meynung: der Stahlarbeiter vertheidigt die Engländer, der Galanteriehändler die Franzosen, der Gewürzkrämer hält es mit den Holländern, und der ge-

getaufte Jude mit den Portugiesen. Man zankt, und geht trotzig nach Hause, kommt aber des folgenden Tages wieder, und sitzt um die nähmliche Stunde auf dem nähmlichen Platz . . . . Der gegenwärtige Türkenkrieg ist einer der glüklichsten Zeitpunkte für die Wirthe. Der Beamte trinkt nun ein Glas mehr, weil er seinen guten Freunden seine Nachrichten mittheilt, die er aus dem Kabinet zu haben glaubt. Der Bürger kommt mit einigen Zeitungsblättern: man liest sie erst der Reihe nach, und urtheilt dann darüber. Der Helden Gesundheit wird getrunken, oder ein mislungener Angriff bekrittelt. Pläne werden gleich auf dem Tisch gemacht: Gabeln sind spanische Reiter, Semmeln Festungen, Gläser Schanzkörbe; die Flüsse werden mit Wein auf dem Tisch gezeichnet, und Brosamen formiren die Armeen *).

Der

---

*) Dieses Bild ist nicht von meiner Erfindung. Der berühmte Dichter Naso

hat

Der gemeine Mann hat keine gewöhnliche Stunde; er fängt Morgens an, die Wirthshäuser zu besuchen, und hört Abends auf. Die geringste Klasse steigt in die unterirdischen Keller, und trinkt dort Wein für 6 und 8 Kr. Die Taglöhner und Zimmerleute reden vom Bauen, mitunter auch vom Kaiser und Papst; die Handwerksbursche von ihrem Gewerbe, ihrer Meisterinn, und ihren Wanderungen; und die Liverey spricht Böses von ihrer Herrschaft. Der Pöbel lauft auch, um wohlfeiler zu trinken,

---

hat es schon aufgestellt. Die von Troja zurükgekommenen Griechen thaten eben das, was die Wiener, und ich glaube jedes Volk, bei einem ihm wichtigen Krieg thut:

Pingit & effuso Pergama tota mero:
Hac ibat Simois, hîc est Sigeïa tellus,
Hîc steterat Priami regia celsa senis.
Ovid. Epist. Heroid.

wohl eine Stunde vor die Linien auf die Dörfer hinaus.

Die besten innländischen Weine bekommt man in den Kellern der noch nicht aufgehobenen Klöster. Die Benediktiner von Mölk, die Chorherren von Klosterneuburg, die Barnabiten zu St. Michael ꝛc. sind Weinhändler.

Die hungarischen Weine liefern am beßten Himmly im Trattnerschen Hause, und Hammer zum rothen Igel: die Friaulischen und Italienischen der Gewürzhändler Patuzzi zur weissen Rose, und Kapler zum Kameel.

In den berühmtesten Gasthöfen bekommt man nur mittelmässige Weine: der theuerste ist kaum die Hälfte des Preises werth. Der Gastgeb will durch den Weinschank die Kosten der Küche ersetzen; er wässert und färbt also nicht selten seine Getränke.

Auch

Auch auf Rechnung der kaiserlichen Familie wird in dem sogenannten Familienhause am alten Fleischmarkt Wein geschenkt. Er ist gut und wohlfeil, daher auch der Absaz davon ausserordentlich stark ist, und des Jahrs wohl 50000 Fl. einbringt.

Die gräflich Schönbornische Familie ließ ehedem auf ihre Rechnung Rheinwein kommen. Wenn ich nicht irre, so hat die erhöhte Mauthtaxe sie bewogen, gegenwärtig dieses Geschäft einzustellen: ein unangenehmer Umstand für alle Liebhaber des Rheinweins, welcher ächt und gut dort zu haben war.

CXXI.

Stephans-Kirche.

Diese gothische, finstere Steinmasse, mit ihrem spizen Dach, ragt über alle Gebäude der Stadt empor. Sie hat den

Rang vor allen übrigen Kirchen Wiens, weil ein Erzbischof und ein Domkapitel von ihr den Titel führen, und weil sie der Hof einigemal des Jahrs mit seiner andächtigen Gegenwart beehrt. Ihre Bauart und ihr inneres Aussehn ist bekanntlich nicht nach dem Schönheitsmaß der ächten Architektur, die man an den Kunstwerken Italiens bewundert. In diesem Betracht verdiente die Kirche des heil. Karl auf der Wieden den Vorzug: denn diese ist eigentlich die geschmackvollste, regelmässigste Kirche von Wien.

Die Stephanskirche ist ganz von Quadersteinen erbaut, hat bloß marmorne Altäre, und einige ziemlich gute Altarblätter. Ihre Länge beträgt 342 Fuß, die Breite 222, die Höhe 79. Hieraus sieht man, daß sie für die Hauptkirche einer solchen Stadt eben nicht sonderlich groß ist.

Das wichtigste Denkmal in derselben ist das Grab des für das östreichische Haus unvergeßlichen Helden Eugen von Savoyen. Man schlug diesem Prinzen in Frankreich ein Dragoner-Regiment ab, um das er anhielt: aus Verdruß verließ er nun Paris, und gieng in kaiserliche Dienste. Wie sehr mußte es der stolze Ludwig bedauern, diesen Mann beleidigt zu haben! . . . In welche Lage würde Oestreich ohne die Siege bei Hochstädt, Turin, Ramillies, Zenta, Belgrad 2c. gekommen seyn! . . . Daß er nicht bloß Held, sondern auch Kenner der Künste und Wissenschaften war, beweisen die von ihm aufgeführten Gebäude, die von ihm erhaltenen litterarischen Schätze in der Hofbibliothek. Daß er auch Staatsmann war, beweißt seine Behauptung, die er noch kurz vor seinem Tode (20 April 1736) vor Karl dem VI. that: „der Kaiser sollte seiner Erbin Maria „Theresia statt der pergamentenen prag-

„ma-

„ matischen Sanktion eine Armee von „ 200000 Mann hinterlassen.“ Mit den Aufopferungen, welche Karl für die scheinbare Garantie jener Sanktion machen mußte, hätte er wohl den Rath Eugens befolgen können.

An einer andern Stelle ist ein Grabmal, das in seiner Art ebenfalls merkwürdig ist. Dort ruht ein ehemaliger Dumprobst von Wien. Der Mann war Hofnarr bei Kaiser Maximilian, und begleitete ihn auf seinen Reisen. Die Niederländer, dieses von jeher zu Meutereien und Unruhen geneigte Völklein, trieben bekanntlich ihren Freiheitseifer in jenem Zeitpunkt so weit, daß sie Maximilianen förmlich gefangen setzten. Der Hofnarr, ein feiner Kauz, half seinem Herrn aus diesem unwürdigen Behältniß entkommen; und zur Dankbarkeit machte ihn Maximilian in der Folge zum Domprobste von Wien, wo er starb, und in seiner Domkirche begraben wurde.

In

In der alten Geographie zählte man den berühmten Stephansthurm unter die wichtigsten Dinge von Wien; in der Welt der Handwerksbursche ist er es noch. Dieser piramidenförmige Kunstfelsen hat 445 rheinische oder 434 ½ östreichische Werkschuhe; die Ziffer an dem Uhrblatte desselben sind 2 Fuß lang. In der letzten Belagerung der Stadt, welche größtentheils durch die intoleranten Ränke der Jesuiten veranlaßt wurde, mußten Tag und Nacht zwei Väter dieses löblichen Ordens auf diesem Thurme Schildwache halten, und mit optischen Instrumenten die fernen Bewegungen der feindlichen und freundlichen Truppen ausspähen, bei welchem Geschäfte ihnen die türkischen Kanonenkugeln manchen reumüthigen Stoßseufzer über die misgedeuteten Absichten der ehrwürdigen Gesellschaft mögen ausgepreßt haben. Nachdem man die Belagerung abgeschlagen, und in den darauf folgenden glüklichen Feldzügen manche

tür-

türkische Kanone in kristliche Hände gebracht hatte, verwandte man sie zu ganz kristlichem Gebrauche, goß daraus eine schöne Glocke, von 10 Fuß in der Höhe, und 354 Zentnern am Gewicht, und hing sie in diesen Thurm, von woher sie nun bei vornehmen Todesfällen und hohen Kirchenfesten langsam und majestätisch brummt.

Darf ich den Papst einläuten lassen? fragte A. 1782 Kardinal Migazzi den Kaiser. — Warum nicht! versezte der Monarch: die Glocken sind ja Ihre Artillerie. . . . Der hiesige Brummer ist unstreitig eines der größten Artilleriestüke der kristlichen Geistlichkeit.

Wie sich indessen die Zeiten ändern! vor hundert Jahren goß man aus Kanonen Glocken; heute verwandelt man die geistliche Artillerie wieder in weltliche, und gießt aus Glocken Kanonen.

Die Stephanskirche steht auf einem sehr günstigen Standpunkt: man könnte rings um sie einen der angenehmsten und regelmässigsten Pläze von Wien herstellen. Auch sind dazu schon einigemal Vorschläge gemacht worden. Es sollten vorne die sechs oder sieben elenden Buden weggerissen werden; die im Quadrat herumliegenden Gebäude sollten mit einer Art von Bogengang verziert, und die äussere Seite der Domkirche, gegen die Strasse zu, eine ihrer würdige Verschönerung erhalten. Dieß würde freilich der Stadt eine Bequemlichkeit und Zierde mehr verschafft haben; da sich aber die Kosten der Unternehmung im Anschlage auf einige hunderttausend Gulden beliefen: so fand man schon damals, selbst in den Zeiten der freigebigen Maria Theresia, Schwierigkeiten; und in der jezigen ökonomischen Epoche ist es um so minder zu erwarten. Vielleicht erleben unsere Urenkel einst noch die Freude, unter einer Kolonade oder Lindenallee

allee rings um die Stephanskirche spazieren zu können.

CXXII.

Garnison.

Die Besazung von Wien besteht gewöhnlich aus 2 Bataillonen Grenadiers, 6 Bataillon Füseliers, 1 Regiment Artillerie, 1 Regiment Kavalerie. Die vier Leibgarden, das Ingenieurkorps, das Bombardierkorps, das Fuhrwesenkorps, das Invalidenkorps rc. machen ebenfalls einen Theil des hier anwesenden Militärstandes aus. Die Kriegskanzlei, mit ihrem Personale von ungefähr 700 Beamten, besorgt und leitet alles was Uniform trägt.

Die Stadt Wien, samt ihren Vorstädten, ist dem Infanterie-Regiment Preiß als Kanton, zur Rekrutirung angewiesen.

Das

Das Spektakel einer Wachparade, welches in Berlin, Dreßden, München, Hannover, Braunschweig, Kassel, Stuttgard, ja sogar in den Residenzstädten einiger Deutschen Bischöfe, zum Theil die tägliche Unterhaltung der Schönen Welt macht, sieht man in Wien nicht. Da die öffentlichen Pläze ohnehin nicht sehr geräumig, und stets mit Menschen, Wägen und Waaren bedekt sind, so würde der tägliche Aufmarsch von 500 bis 600 Mann, durch die um Mittagszeit wimmelnden Gassen, das Gedräng nur noch grösser machen. Uiberdieß ist der Hof, der einzige allenfalls zu dieser Parade taugliche Plaz von so unebnem Boden, daß er die Truppen immer etwas an der Uibereinstimmung der Manoeuvres hindern würde. Um diesem auszuweichen, hat man die Wache einst eine Zeitlang auf der grossen Bastion ausser der kaiserlichen Burg, ein andermal auf der Esplanade in Paradeform aufgeführt. Beides gab man

wieder auf, vielleicht auch darum, weil einige Divisionen des auf die Wache ziehenden Korps ohnehin von den Kasernen aus gegen drei viertel Stunden bis auf ihre Posten zu marschiren haben, und durch die Parade noch länger aufgehalten würden.

Gegenwärtig zieht täglich um 11 Uhr eine Kompagnie Grenadiers mit Fahnen und Regimentsmusik zum Burgthore ein, und besetzt die Burgwache, wo zwei Kanonen stehn. Ein Korps Füseliers zieht in Ordnung auf die Hauptwache an der Kriegskanzlei, wo immer vier Kanonen stehn.

In manchen Städten Deutschlands sind die Soldaten dem Publikum nicht wenig überlästig, indem sie theils betteln, theils stehlen, theils sich mit einer übertriebenen Dienstfertigkeit allenthalben und an jedermann dringen, theils an öffentlichen Ergözungsplätzen und auf Strassen, durch Ausschweifungen oder den gewissen

über=

übermüthigen Soldatenton den übrigen Ständen ihre Ruhe und Freude stören. In Wien ist dieß nicht so. Ausser den Wachthäusern, und in der Nähe der Kasernen, sieht man allenthalben äusserst wenig Soldaten, besonders in der Stadt selbst. Ein Beweis, daß man die Leute hier gut in der Ordnung zu halten weiß; und eine Anstalt, die allenthalben nachgeahmt zu werden verdient. Auch die ekelhafte Strafe des Spizruthenlaufens, die man an vielen Orten auf den Hauptgässen der Städte an Ausreissern und andern militarischen Verbrechern vollziehet, wird hier ganz stille in den Höfen der Kasernen abgethan.

Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß der Soldatenrok seine Eigenthümer gewöhnlich ein bischen hochherzig mache, besonders in unsern neuern Zeiten, wo so viele Staaten ganz in die militärische Form gegossen werden, und wo so mancher Landesfürst sich immer und allenthalben

in der Uniform zeigt. Mirabeau sagt vom verstorbnen Preußischen König Friderich: „Il a eu la manie de ne jamais „quitter l'uniforme, comme s'il n'etoit „le Roi que des Soldats: & ce costu„me légionnaire n'a pas peu contribué „à décréditer les officiers civils. Com„ment n'a-t-il pas senti qu'il est à ja„mais impossible au Gouvernement de „rendre estimables des hommes aux„quels il ne veut point montrer d'e„stime? *) — So sehr Mirabeau gewöhnlich zu weit geht, hat er hier doch nicht

*) Er hatte den Sparren, stets in Uniform zu gehen, als wenn er bloß der Soldaten König wär: und diese Kleidungswahl hat nicht wenig beigetragen, die Staatsbeamten ausser Achtung zu sezen. Er sollte doch wohl bemerkt haben, daß es auch einem König unmöglich ist, Leute in den Augen des Publikums schäzbar zu machen, denen man selbst keine Achtung zeigt.

nicht ganz Unrecht. . . . Das übertriebene Soldatensystem im heutigen Europa, welches wir leider jenem Friderich zu verdanken haben, macht, daß sich jeder Fahnenkadet um viel besser dünkt, als der arbeitsamste Bürger; und nichts geht gewöhnlich über den eingebildeten Selbststolz eines neugebacknen Fähndrichs oder Lieutenants, der als kommandirender Offizier mit einer halben Kompagnie auf einem Dorf oder Flecken in Kantonirung liegt. Für diese Herren ist nichts heilsamer als die Zeit des Lagers; dort werden sie etwas zu sich selbst gebracht. Man sehe sie bei Minkendorf oder Prag, wo der Kaiser, wo die Lascy, die Hadick, die Laudons vor der Fronte stehn! da verschwindet der noch gestern hochtrabende Dorfkommandant wie eine Nulle vor dem Abglanz jener Helden. . . Auch die Garnison von Wien trägt gut zur Bildung solcher Herren bei: Sind sie Leute von Kopf, sind sie bescheiden, verstehn

sie Lebensart, so schäzt man sie. Wollen sie aber durch Unbescheidenheit oder Groß⸗macherei sich in Respekt sezen, so belacht man sie, und läßt sie in ihren Kasernen schmorren.

Die Garnison von Wien scheint bloß zur Parade da zu seyn. Ehe nicht der ganze national Karakter eine andere Stimmung bekommt, werden die Wiener nie eines militarischen Zaumes nöthig haben. Seit dem Tumult vor des Feldmarschall Seckendorfs Wohnung i. J. 1738, hat es nur ein einzigmal einen kleinen Studentenlärmen gegeben, wo man unnöthiger Weise Kavalerie anrücken ließ, da man die jungen Brauseköpfe mit einer Wasserspritze hätte auseinander jagen können.

Es ist nun bald ein Jahr, daß die Thore der Stadt ohne Wache sind, und sie werden es vermuthlich den ganzen Türkenkrieg über bleiben. Ein neuer Beweis, daß man die hunderttausende von rüsti-

gen Männern wenigst einen Theil des Jahrs wohl besser beschäftigen könnte, als sie auf den Stadtwachen herum liegen zu lassen. Die römischen Soldaten machten in Friedenszeiten Landstrassen und Wasserleitungen, und verloren nichts von ihrer Tapferkeit dabei. Vielleicht daß auch unsere Strassen wieder durch die Armee hergestellt werden, wenn sie zum Vortheil der Pächter werden halb unbrauchbar seyn.

Eine neuere gute Anstalt zur bessern Nachbildung des Soldatenstandes, sind die Erziehungshäuser für Soldatenkinder. Diese Geschöpfe, welche ehedem meist dem zweklosesten Leben, der Dürftigkeit und dem Zufall überlassen waren, werden nun mit Sorgfalt zu dem Beruf ihrer Väter nachgezogen: man lehrt sie lesen, schreiben, rechnen, ein bischen zeichnen und Meßkunst, was nämlich ein guter Unteroffizier zu seinem Stande braucht. Sie leben kasernenmässig beisammen, haben

stärkende Leibesübungen, müssen schon in den frühesten Jahren militärisch stehen, gehen, liegen ꝛc. Da sie auf diese Art neben der Trommel aufwachsen, nichts anderes sehen, hören, noch kennen lernen, als Soldaten-Leben, Soldaten-Beschäftigungen, Soldaten-Pflichten, und Soldaten-Vortheile: so darf der Staat an ihnen einen Nachwachs von Korporalen und Feldwebeln erwarten, welcher den östreichischen Heeren noch einen Grad von Stärke und Vollkommenheit mehr geben wird.

CXXIII.

Der Augarten.

Dieser Lustplaz ist für Wien ungefähr das, was die Thuillerien für Paris sind. Er liegt der Stadt nördlich, am Ende der Leopoldstadt, folglich auf der grossen Donau-Insel, und hat mittels zweier

Alleen

Alleen Gemeinschaft mit dem Prater. Er macht ein beinahe regelmässiges Vierek, gränzt gegen Süden und Osten an die Leopoldstadt, gegen Westen an den Lustwald Brigittenau, gegen Norden an einen Arm der Donau. Sein Flächen-Inhalt beträgt ungefähr 164000 Quadrat-Klafter.

Der Eingang ist an dem Winkel, den die Süd- und Ost-Seite machen. Uiber dem Mittelthor steht mit grossen deutschen Buchstaben die allenthalben bekannte Aufschrift:

Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer.

Aussen vor diesem Eingange müssen alle numerirte Wägen — die Fiaker nämlich — halten, und nur Herrschaftswägen, oder die als solche gelten, dürfen in den grossen Hof einfahren, der mit einer vierfachen Allee besezt ist, und vorne an der

Fronte das Gartengebäude hat, worinn zwei grosse Speise = und Tanzsäle, ein Billardzimmer, und noch ein paar Nebenzimmer sind. Man speist hier zu verschiednen Preisen, und wird mit den gewöhnlichen Sommer = Erfrischungen bedient, wovon der Preis an den Wänden geschrieben ist.

Der Garten hat weder Wasserkünste, weder Grotten, Statuen, noch andere Verzierungen, die man sonst in berühmten öffentlichen oder Privatgärten findet. Dem ungeachtet ist es ein höchst angenehmer Versammlungsplaz, der auch ohne verschwenderischen Aufwand von Kunst seinem Zwek vollkommen entspricht: nämlich der zahlreichen schönen Welt der Kaiserstadt den Genuß von Schatten, angenehm düftendem Grün, und frischer reiner Luft zu gewähren. Er hat einige sehr schöne schattenreiche Alleen, und andre Abtheilungen von Bäumen und Strauchwerk.

Wenn

Wenn man durch das Gebäude gegangen ist, hat man rechts das ganz einfache Wohnhaus des Kaisers, mit einem kleinen Blumengärtchen; gerade vor sich hin über die Donau eine Meilenlange durch Waldungen gehauene Allee, deren Perspektiv sich mit einer Dorfkirche endiget; links durch den Garten eine erhabene Terrasse, wo man eine romantische Aussicht an den Fuß des Kahlenberges mit den benachbarten Weinhügeln, Dörfern und Landhäusern genießt.

Der größte Schmuck des Augartens in der schönen Jahrszeit ist das ihn besuchende Publikum. Ausgeschlossen wird gesezmässig Niemand. Da der Pöbel aber neben den unzähligen reich und schön gepuzten Weibern und Männern eine gar elende Figur machen würde, so bleibt er von selbst weg. Gesellschaft trifft man alle Tage daselbst an, besonders Morgens und Abends. Doch ist an Sonntagen und an Feiertagen der Besuch am

zahl=

zahlreichsten, weil eine Menge von Leuten, welche die Woche über in den Kanzleien und Kaufmannsgewölben sizen, an solchen Tagen freie Muße hat; hauptsächlich aber, weil man bei dem grössern Zusammenfluß von schöner Welt, an solchen Tagen mehr den allgewünschten Zwek erreicht: „zu sehen, und gesehen zu „werden.“ . . . Da rauschen tausend seidne Frauenzimmer-Schleppen die Alleen auf und ab, und neben ihnen her trippeln die Stutzer, mit dem Blik des Muthwillens, und der Schäckerei, oder mit jenem gieriglauschenden der Sehnsucht und des Schmachtens nach Erhörung oft wiederholter Seufzer. Es ist eine wahre Augenweide für den kaltblütigen Zuschauer, wie das erhizte Blut die jungen Leutchens umtreibt; wie man rennt, einander jagt, aufsucht, Winke und Bestellungen gibt, Plane zu lang gewünschten Schäferstunden macht, und was des Minnespiels mehr ist.

Manch-

Manchmal, in den erstern Tagen des Frühlings, oder gegen das Ende des Herbstes, wenn die vornehme Welt noch nicht auf dem Lande, oder schon wieder von demselben zurük ist, wird das Gedränge im Augarten so groß, daß man, wie auf den volkreichsten Strassen der Stadt, an= und gegen einander rennt, Stöße und Fußtritte, und zerrissene Kleidungsstüke und verdorbene Frisuren davon trägt. Man verliert einander plözlich durch eine augenbliklichе Wendung, und findet sich erst nach Stundenlangem suchen, oder gar nicht wieder.

Wenn der Kaiser in Wien ist, mischt er sich oft unter die Spaziergänger, und wandelt, in Begleitung von Ministern, Generalen, oder Damen, unter dem Schwall seines Volks, alle Gänge des Gartens durch. . . . Um sich und den frühen Besuchern des Augartens ein Vergnügen mehr zu verschaffen, läßt er alle

Jah=

Jahre eine Menge Nachtigallen kaufen, und in dem Garten ausfliegen. So wird Aurora und Titan jeden Morgen mit dem Gesang der Philomela begrüßt.

Im Monat Mai wallfahrten die hochadelichen und halbadelichen, wahren oder eingebildeten Kranken beiderlei Geschlechts nach dem Augarten, um dort ihre mit Spaawasser, Pyrmonterwasser, Selterwasser und allen übrigen Heilwässern gefüllte Krüge zu leeren. Es sind arme Schwächlinge, die an Krämpfungen, Nervenzuständen, Magenkrankheiten, Schwindel, Hypochondrie, und allen jenen Uibeln leiden, die man im Dienste von Komus, Bacchus, Amor, auch wohl im Dienste des Staats und der Musen, sich manchmal erwirbt. . . . Zu dieser Kur ist der Garten vortrefflich. Nach eingeschluktem Mineralwasser macht man eine sanfte Bewegung im Grünen. Manchmal erhebt auch eine gutgewählte Musik

sik die frohen Empfindungen der genesenden Kranken.

Indessen glaube man ja nicht, daß alle diese Wassertrinker Kranke seyn. Es mischt sich immer ein guter Theil von ächt Gesunden darunter, um die Brunnenkur zu gebrauchen. Die Weiber thun es, wie ein bekannter Schriftsteller sagt, weil sie sich dabei in der reizendsten Morgenkleidung öffentlich zeigen können; und die Männer, weil sie die Weiber in dieser Halbkleidung *) nicht so drachenhaft züchtig und spröde finden, wie im vollen Anzug.

CXXIV.

*) Negligé.

CXXIV.

Lakeien.

Man schätzt die Zahl aller Dienstbothen in Wien, sowohl weibliche als männliche, auf ungefähr 40000 Köpfe. Die Rechnung mag der Wahrheit so ziemlich nahe kommen. Von dieser Summe machen die Kerls, welche man eigentlich Bediente oder Lakaien heißt, etwa gegen 6000 aus.

Unter diese Rubrike gehören die eigentlichen Lakaien, die Heiduken, die Laufer, die Jäger, die Leibhusaren, die Uhlanen, die Jockeis, die Negers etc. Die Portiers, die Kutscher, Reitknechte, Postillons, Vorreiter etc. könnte man vielleicht auch hieher zählen, weil sie ebenfalls einen Theil des Livereyvolks ausmachen. Ihre Summe mag etwas über 2000 betragen.

Die

Die sogenannten Bedienten sind die häufigsten unter ihren übrigen Mitbrüdern. Man findet sie vom Hofe und den ersten Fürstenhäusern an, durch alle Mittelstände, bis zum vermögenden Bürger und subalternen Kanzleimann herunter. In den vornehmen Häusern will man lauter grosse, riesenmässige Kerls zu Lakaien. Um sie von den verbrämten Bedienten der Mittelstände auszuzeichnen, gibt man ihnen eine massive Liverey, mit Sammet- und Seiden-Borten auf den Roknähten, und wie es überall gewöhnlich ist, von den Farben, welche das Wappen des hohen Hauses in sich faßt. An Besoldung haben sie monatlich 16 Fl. . . . In den Häusern von der zweiten und dritten Ordnung kleidet man sie gewöhnlich etwas leichter. Weiter hinunter sind sie durch ein graues Kleid mit einem farbigen Kragen kenntlich. Ihre Besoldung fällt bis auf 7 Fl. des Monats.

Heiduken sind beinahe ganz aus der Mode gekommen. Nur einige alte Damen halten sie noch, und lassen sich von ihnen zur Kirche begleiten.

Laufer sind zahlreich. Man braucht sie hauptsächlich, Briefe und Nachrichten in der Stadt herumzutragen, und zu Nachts mit einer Fakel vor dem Wagen herzulaufen. . . . Jäger oder Büchsenspanner hält man nur zur Parade, um einen Kerl auf dem Wagen stehn zu haben, der eine schöne grüne Livrey mit breiten silbernen Tressen, das Hüfthorn über die Schultern, und einen artigen Hirschfänger an der Seite trägt. Die meisten derselben thun das ganze Jahr nicht einen Schuß. . . . Die Leibhusaren sind mit den hungarischen Familien hieher gekommen, aber jezt auch in den meisten deutschen Herrschaftshäusern, wo junge Kavaliers sind. Da der hungarische Militäranzug besonders zu Pferde schön läßt, so hält man einen als Husa-

ren gekleideten Kerl, der seinen Herrn beim Spazierritt begleitet, übrigens aber die Dienste eines Lakaien thut. . . . Als das Uhlanenkorps errichtet wurde, fanden einige Offiziers und dann auch andere Kavaliers-Geschmack an der pohlnischen Tracht. Sie kleideten ihre Kerls pohlnisch; und seitdem sieht man Uhlanen zu Pferde und auf den Kutschen stehn. . . . Die vielen sich hier aufhaltenden Engländer haben auch ihre Reitknechte mitgebracht, und die Wiener haben sie nachgeahmt. Ein solcher Jockei ist ein junger Bursche in einem Reitveſtchen, mit rings um den Kopf abgeschnittenen Haaren, einem runden Hut, eine breite Binde um den Leib und Stiefeln. Sie reiten mit ihren Herren, stehn auf den Kutschen, und dienen bei der Tafel. . . . Der Hang zu dem Ausserordentlichen macht, daß sich einige Männer und Weiber auch Negers halten, welche nach ostindischem Kostume

gekleidet sind, und Lakaiendienste thun. Ihre Zahl ist sehr gering.

Im Ganzen genommen, ist das Lakaienvolk eine unverschämte Menschenbrut. Je vornehmer das Haus ist, desto bengelhafter sind gewöhnlich die Bedienten. Da es meist junge, gesunde, knochenfeste Kerls sind, die sich gut nähren, durch mancherlei Accidenzien sich ihre Besoldung zu vermehren wissen, sich unter eitel vornehmen Herren und Damen herumtreiben, bei dem Tafeldienst Anekdoten aufzuhaschen, und die Manieren ihrer Gebieter nachzuäffen trachten: so stellen sie die unausstehlichsten Figuren dar, die man in gesellschaftlichen Leben finden kann. Ihre Karakterzüge sind eine Mischung von Stolz, Grobheit, Spottsucht, Naseweisheit, Verleumdung, Unwissenheit, Prahlerei, Faulheit, Affektation und Pöbelhaftigkeit.

Man klagt darüber, daß bei den heutigen Bedienten keine Treue, keine Ordnung, keine Anhänglichkeit an ihre Herren mehr zu finden sey. Dieß alles ist wahr. Aber die Herren sind meist selbst Schuld daran. Ein kolossalischer junger Bursch mit halbpfündigen silbernen Schnallen, seidnen Strümpfen, zwei Sakuhren, sechs Seitenloken, und einem seidnen Regenschirm — alles noch unbezahlt — auf der Kutsche, ist ihnen werther, als der gesezte, bescheidne Mann, der treu und fleissig seine Dienste verrichtet.

So übermüthig diese müssigen Bengel in den Häusern und Vorzimmern sich gebehrden, wo sie anzumelden haben: so verachtet sind sie doch im bürgerlichen Leben. Die Wirthe, welche ihre Tanzsäle in Ansehn erhalten wollen, setzen allzeit in ihre Ankündigungen: „die Liverey „ist ausgeschlossen.“ Aber was geschieht! die eleganten Lakaien halten doppelte Garderobe. Sobald sie ihre Herr-

schaft aus der Abendgesellschaft nach Hause gebracht haben, werfen sie ihren bunten Knechtschaftsrok weg, ziehn einen modefarbigen Frak an, setzen einen englischen Hut auf, treten mit nachgeäfftem Adelsstolz in den Saal, und wenn sie zum Uiberfluß etwas französisch plappern können, so spielen sie den jungen Kavalier so natürlich, daß manchem Bürgersmädchen, welches sie mit ihren Galanterien beehren, der Kopf darüber schwindlig wird.

CXXV.

Orientalische Akademie.

Man hat den französischen König Ludwig den XIV. mächtig erhoben, daß er in Paris eine Anstalt errichtete, worinn junge Franzosen die orientalischen Sprachen lernen konnten, und mußten; damit der Staat sich nicht gezwungen sähe,

in

in wichtigen Geschäften mit den ottomanischen Provinzen, von der willkürlichen Treue oder Verrätherei auswärtiger Dollmetscher abzuhangen. König Ludwig — der überhaupt das in die Augen Fallende suchte — verordnete, daß sich die Zöglinge Armenisch kleiden sollen, weswegen man diese jungen Pariser gewöhnlich Armenier hieß.

Der östreichische Staat hat, vermöge seiner unmittelbaren Nachbarschaft, mit der Pforte schon seit mehrern Jahrhunderten, und in den neuern Zeiten auch mit den mahommedanischen Räuberstaaten und mit Marokko, mancherlei friedliche und unfriedliche Geschäfte abzuthun. Auch für ihn ward es also ein Bedürfniß, eigne Leute zu haben, welche jener Sprachen mächtig sind. Die immerwährende Gesandtschaft in Konstantinopel gab zwar Gelegenheit, das Türkische und Arabische zu lernen; aber

 eine

eine besondre ordentliche Anstalt dazu war nicht vorhanden.

Unter der Regierung Marien Theresiens ward dieses ausgeführt. Der Jesuit Franz, welcher sich lange in den Türkischen Provinzen aufgehalten und jene Sprachen sich eigen gemacht hatte, bekam die Aufsicht über diese neu errichtete orientalische Akademie, welche unter der Direktion der Staatskanzlei steht, weil die Zöglinge der Natur ihres Berufes nach bloß für die auswärtigen Geschäfte bestimmt sind. . . . Die Zahl dieser Akademisten beläuft sich gewöhnlich auf zwölf. Ihre Hauptbeschäftigung ist, die orientalischen Sprachen zu lernen. Nebendem treiben sie die ordentlichen Studien, lernen die vornehmsten lebenden europäischen Sprachen, und erhalten Unterricht in den für junge Edelleute bestimmten Leibesübungen. Wenn sie ihren Lehrkurs hier vollendet haben, dann schikt man sie unter dem Namen der

Sprach-

Sprachknaben nach Konstantinopel, wo sie bei der Gesandtschaft anfangen, Geschäfte mit zu machen, und sich praktisch in den Sprachen zu üben, wovon sie in der Akademie die Grundsäze gelernt haben. Bei Gelegenheit gehn sie dann wieder in die Staatskanzlei zurük, um in orientalischen Geschäften zu arbeiten; oder sie gehn als Konsuls in die Moldau, Wallachei, nach den Häfen und Inseln im Archipel; nach den Räuberstaaten; im Kriege gegen die Pforte, als Dollmetscher zu den Armeen des Kaisers.

Diese Akademie gibt Meninski's grosses türkisch-arabisch-persisch-italienisch-lateinisches Wörterbuch neu, vermehrt und verbessert heraus. Es wird in 4 Folianten bestehn, wovon bis jezt 2 fertig sind. Dieses in seiner Art einzige Wörterbuch ward auf Pränumeration für 8 Fl. angekündigt, und fand, wie man sagt, Einen einzigen Pränumeranten, welcher der König von Polen ist.

Wenn zwischen Oestreich und der Pforte ein Friede oder Traktat geschlossen wird, so verfaßt der Kaiserliche Hof seinen Aufsatz in lateinischer Sprache, und der Türkische Hof den seinigen arabisch. Seltsam ist, daß bei solchen Gelegenheiten der Kaiser im Namen der allerheiligsten und unzertheilten Dreieinigkeit zu den Muselmännern spricht, die nicht ein Jota von unsern kristlichen Religionsgeheimnissen wissen.

CXXVI.

P l ä z e.

Wien ist eine alte Stadt. Dieser Umstand macht, daß sie die Vortheile und Nachtheile aller Städte ihres gleichen hat. Die Häuser sind maßiv, dauerhaft, hoch; dafür ist ihre Anlage unregelmäßig, ihre Gassen sind enge, ihre meisten öffentlichen Pläze klein, ekig, ohne Plan,

ohne Perspektive, ohne Majestät und Pracht. . . . Leider, daß die Erbauer Vindobonens nicht vorhersehen konnten, daß der Ort einst zur Hauptstadt eines der ersten Europäischen Staaten werden, daß in den Gassen derselben Tag und Nacht bei viertausend Kutschen herumrollen, daß ihre Pläze bei gewissen Anlässen mit hunderttausenden von Menschen bedekt seyn würden!

Der Hof ist ein Plaz, welcher allerdings einer ansehnlichen Stadt Ehre macht. Er ist der geräumigste von allen, bildet beinahe ein förmliches Vierek, ist ringsherum mit ansehnlichen Gebäuden besezt, und hat ein Monument von Erz nebst zwei Brunnen. Papst Pius der VI. gab 1782 am Ostertag von der Altane der hier stehenden Kirche seinen Segen über die andächtigen Oestreicher. . . . Der Neumarkt ist ebenfalls ziemlich geräumig, bildet ein länglichtes Vierek, und hat auf einem Röhrbrunnen eine schöne metal-

tal-

tallene Statuengruppe von Gabriel Donner. . . . Der Hohe Markt, ebenfalls ein länglichtes ziemlich geräumiges Vierek, mit einem steinernen Monument und zwei Springbrunnen. Seine Erdfläche ist sehr abhängig. Hier werden, neben dem Stadtgerichtshause die öffentlichen Exekutionen der Justiz, welche nicht das Leben gelten, auf der Schandbühne vollstrekt. . . Der Graben, kleiner als die vorigen; eigentlich nur eine lange und breite Strasse, aber doch mit der steinernen Dreifaltigkeitssäule und zwei Röhrbrunnen besezt. . . Der Josefsplaz, vor der k. Bibliothek, regelmäßig, aber nicht sehr groß. . . Der Burgplaz, ebenfalls nicht besonders groß, eigentlich nur eine Gattung von Haushof, zwischen der Burg und der Reichskanzlei.

Es sind noch einige Winkeleien vorhanden, welche die Namen von Plätzen führen, als: der Michaelsplatz, der Spitalplatz, der Minoritenplatz, der Stok = im

Ei=

Eisenplatz, der Judenplatz, der Dominikanerplatz ꝛc. sie verdienen aber, für eine Stadt wie Wien, eine so ehrenvolle Benennung keineswegs.

Der Graben ist das für Wien, was der San Marco in Venedig. Er wird den ganzen Tag über nicht von Menschen leer. Wer eine überflüßige halbe Stunde hat, wo er gern etwas Bewegung machen möchte, spaziert ein paarmal den Graben auf und nieder. Von 11 bis 1 Uhr Mittags besonders, und Abends in der Dämmerung, wimmelt es hier zu allen Jahrszeiten von Mannsleuten. Da über den Graben der Weg nach der Burg, nach dem Theater, nach der Michaeler-Kirche aufwärts, und nach der Stephans-Kirche abwärts führt, so sieht man hier stets vornehme und schön geputzte Leute beiderlei Geschlechts in Wagen, zu Pferde und zu Fuß vorüber gehen, auch ist man sicher, täglich, ja beinahe stündlich, einige seiner Bekannten zu treffen. . . . In

den

den Sommermonaten ist die ganze untere Seite des Grabens von sieben Uhr Abends bis Mitternacht mit Stühlen besezt, worauf man aus den benachbarten zwei Kaffeehäusern mit Gefrornem — einer Lieblingsleckerei der Wiener — und andern Erfrischungen bedient wird.

Der schon gewohnte allgemeine Zusammenfluß von Menschen auf diesem Plaz, macht, daß die gutwilligen Mädchen ihn vorzüglich besuchen, um dort ihre Netze auszuwerfen: darum sind die Worte Graben-Nymphe, *) Graben-Mädchen und Lustmädchen von Einerlei Bedeutung.

Der Hof dient ebenfalls zum öffentlichen Spaziergang, wird aber nur in den Sommer-Abenden besucht. Gewöhnlich wird

*) Man hat ein Taschenbuch für Graben-Nymphen, ein kleines drolliges Ding, das die Künste und Lebensart dieser Geschöpfe sehr komisch und witzig darstellt.

wird Abends eine Stunde lang durch die Regiments-Spielleute Türkische Musik gemacht, welches dann noch mehr Spaziergänger dahin zieht.

Die meisten übrigen Plätze dienen, wie überall, um die tausenderlei nöthigen Lebensbedürfnisse für die Bewohner der Stadt öffentlich feil zu biethen.

Die andächtige Denkart der alten Zeiten hat bewirkt, daß man diese Plätze mit Heiligen-Bildern besetzte. Diese Vorstellungen gehören in die Kirchen. Die öffentlichen Plätze einer solchen Stadt sollten mit den Statuen der größten und verdienstvollsten Männer des Staats, oder mit Abbildungen historisch wichtiger Vorfälle geziert seyn, um den nachwachsenden Bürgern zu zeigen, daß man die Züge und Namen der wakern Männer zur Ehre des Vaterlandes zu verewigen suche. So machten es Griechen und Römer, und nicht ohne Wirkung. Ich schmeichle mir sogar, daß auch dieß einst

noch

noch bei Uns geschehen wird, wenn die Grille unsers Jahrhunderts, die soldatisch-ökonomische Epoche, wieder vorüber ist.

CXXVII.

Burgwache.

Bey denjenigen welchen der Anblik eines alten, gothischen Gebäudes, wie der schwarze Wohnsitz des Deutschen Kaisers ist, eine Art von Ehrfurcht einflösset, muß diese Empfindung durch die Schnurbärte mit den Bärenmüzen ungemein bestärket und erhöhet werden.

Es ist billig, daß die Person Sr. Majestät, die kaiserliche Familie und deren Pallast, von dem Kern der Truppen bewacht werde. Die Grenadiers haben von jeher ein ausschliessendes Vorrecht auf die Burgwache. Wenn wegen gehaltenen Musterungen, Lagern, oder in den Kriegszeiten keine Grenadiers in Wien

sind,

sind, so ziehn Kavaleristen in der Burg auf die Wache.

Die Burgwache, welche in die innere, mittlere, und in die Schlagbaumwache abgetheilt ist, besteht — wenn keine fremden Gäste hier sind — aus 1 Hauptmann, 1 Ober- und 1 Unter-Lieutenant, 1 Kadetten mit der Fahne, 1 Fourier, 1 Unter-Chirurg, 1 Feldwebel, 1 Führer, 5 Korporals, 5 Spielleuten, und 70 Gemeinen. Wenn fremde Herrschaften den Amalienhof beziehn, so wird sie um einige Köpfe verstärkt.

Vormals beneideten die Füseliers die Grenadiers, nicht um die Bärenmüzen, nicht um den täglichen Kreuzer, den sie mehr an Löhnung geniessen, nicht um die ruhigern Tage, die sie verlebten, weil sie sonst fast keine Wache versahen; sondern um die besondere Zuneigung der grossen Therese. Denn selten fuhr die wohlthätige Monarchin bei einer Wache vorbei, daß sie nicht mehrere, eigens zu

dieser Bestimmung in Papierchen gewikelte Dukaten hervorlangte, und mit einem Daumenschneller sie der dastehenden Mauer von Männern hinwarf. Sie zogen dann mit Freuden ihr Gewehr an, und auf den braunen Gesichtern las man deutlich den Wunsch, ihr im Felde die Wohlthaten aus den Tagen des Friedens vergelten zu können. Zu den Zeiten der Monarchin, wenn sich der Hof den Sommer über in Schönbrunn befand, war der ganze Weg von der Linie an bis zum Lustschlosse mit Grenadiers besezt. Freigebigkeit bezeichnete dann auch jedesmal die Strasse.

Auch den Offizieren brachte diese Wache grossen Vortheil. Sie genossen die Tafel mit den Hofdamen und den Kammerherren. Jede Geburt eines Enkels der grossen Therese, jedes gewonnene Treffen, und manche andere Feierlichkeit, wurde ihnen jedesmal durch ein Röllchen Dukaten angekündiget.

Ge=

Gegenwärtig, da der Kaiser die Tafeln, welche bei Hofe so häufig waren, daß die vielen Küchen und Köche kaum hinreichten, meistens abgestellt hat, erhält der Wachhabende Hauptmann 3 Fl. der Ober- und Unter-Lieutenant jeder 2 Fl. der Fahnenkadet 1 Fl. 30 Kr. Jeder Gemeiner, vom Feldwebel abwärts bekommt ein Pfund Rindfleisch, eine Porzion Wein und Brod; an Fasttagen kein Fleisch, aber doppelte Porzion Brod und Wein.

Wer die Menge der Mannschaft auf der Burgwache bei sich abzählt, könnte vielleicht glauben, daß die Person Sr. Majestät mit einem ganzen Kommando von Grenadiers bewacht sey, daß alle, welche sich zu ihm hindrängen wollen, durch eine doppelte Reihe von Bajonetten gehen müssen. Eine solche Meynung ist irrig. — Auf dem Kontrollorgange, dem eigentlichen Aufgange zu den innern Wohnzimmern des Kaisers, ist eine einzige Schildwache, die mehr zur Bewachung

der dortigen Kanzleien hingestellt scheint. Eben so steht bei den Vorzimmern des Erzherzogs und der Erzherzogin nur Ein Posten.

Bei der Schazkammer und Kunstkammer, dem Naturalienkabinet, Medaillenkabinet, und in dem langen Augustinergange stehen Schildwachen, die man gewiß nicht überflüßig finden wird, wenn man sich erinnert, daß, troz derselben, von Gaunern Versuche auf die Schazkammer gemacht wurden.

Man vergleiche damit die gehäuften Wachen manches Europäischen Königs, selbst manches sehr kleinen Reichsfürsten, der stets die Hälfte seiner Truppen in seinem Schloß hat.

CXXVIII.

CXXVIII.

Findelhaus.

In Spanien wird jedes Findelkind für einen Kavallero gehalten. Es ist besser, sagen die Spanier, bei der Ungewißheit des Vaters, allenfalls den Sohn eines Bürgerlichen zum Edelmann zu machen, als den Sohn eines Edelmannes unter die Gemeinen zu verstossen. So erzählen die Reisebeschreiber. Dieser Grundsaz hat etwas Erhabnes in sich, wenn nur jene edeln Bastarden neben ihrem Titel auch zu leben hätten.

In Deutschland und in Oestreich ist es umgekehrt. Jeder Findling, wenn er auch ein Fürstensohn wäre, wird unter die Gemeinen gezählt.

Ehedem war die Einrichtung im Wienerschen Findelhause, wie sie noch in den meisten Findelhäusern von Europa ist: nämlich die Kinder wurden darin, zu

hunderten und tausenden beisammen gemeinschaftlich auferzogen. Mit der Zeit wurden einige politische Rechenmeister auf solche Institute aufmerksam, und fanden, daß diese grossen menschlichen Treibhäuser dem Staat nichts weniger als gedeihlich seyn, daß die Kinder darinn so häufig hinsterben, wie Fliegen vom Kobalt. Darüber kam es denn zur öffentlichen Sprache, und es erschienen einige Schriften über die Schädlichkeit der Findelhäuser, und die grosse in denselben herrschende Sterblichkeit.

Ob die östreichische Regierung durch solche Schriften aufmerksam gemacht, und von der Wahrheit der Sache überzeugt ward, weiß ich nicht. Genug, sie veränderte die Einrichtung des Findelhauses. Die Findlinge werden alle, ohne Ausnahme, ausser dem Hause in die Pflege und Erziehung gegeben: die meisten auf das Land, einige auch in die Vorstädte zu Handwerksleuten. Es scheint, daß

die-

diese Vertheilung zur Erhaltung der Kinder heilsamer sey.

Diejenigen Mädchen, welche in dem Geburtshause heimlich die Frucht ihrer Zärtlichkeit ablegen, können ihre Kinder für 24, oder für 12, oder für 6 Fl. in das Findelhaus geben, je nachdem sie im Geburtshause nach der Taxe der ersten, zweiten, oder dritten Klasse gelebt haben. Sie erhalten dafür einen besonders kennbaren Zettel, und können gegen Vorweisung desselben ihr Kind wieder zurükfordern, wenn es ihnen beliebt. der Taufnahme des Kindes wird protokollirt; Stand und Familienname bleibt ein Geheimniß der Mutter. Die Kinder derjenigen Mädchen, welche im Geburtshause Ammen abgeben, werden unentgeltlich in das Findelhaus genommen. Für die Kinder, welche auf öffentlicher Strasse oder in den Häusern niedergelegt werden, bezahlt die Grundobrigkeit des

Plazes, wo sie gefunden werden, 12 Fl. an das Findelhaus.

Durch diese Vertheilung der Kinder unter die Landleute und Handwerker, gewinnt der Staat ohne Zweifel. Die vaterlosen Geschöpfe werden ehrliche, arbeitsame Bauern oder nüzliche Handarbeiter. Wachsen sie in einer tauglichen Gestalt heran, so kommen sie auf die militärischen Konskripzionslisten, und werden, im Nothfall, gemeine Soldaten. In dieser Rüksicht sind sie nicht übler daran, als die ehelichen Kinder auch, weil diese eben so unausbleiblich auf die Regimentsliste des Kantons geschrieben werden, wie jene.

So gleicht sich in dieser beßten Welt alles gegen einander aus! . . . Heute wird dieser oder jener Bürgerlicher zum Edelmann, zum Baron, zum Grafen erhoben; und morgen wandern ein halb Duzend heimliche Kinder von Grafen, Baronen, und Edelleuten aus dem Fin-

del-

delhause auf das Dorf, um dort mit dem Pflug, der Sense, dem Dreschpflegel, die Einkünfte des gnädigen Herrn Papa in der Stadt vermehren zu helfen.

CXXIX.

Ständelweiber.

Es ist ohne Zweifel eine Art von Bequemlichkeit in einer grossen Stadt, wenn man sowohl die täglichen Lebensbedürfnisse, als andere zum Hausgebrauch nöthige Dinge zu allen Zeiten, und nicht weit von seiner Wohnung haben kann. Wenn aber diese Dinge auf eine solche Art feil gebothen, und zum Kauf ausgelegt werden, daß die den Dienstbothen dadurch verschaffte Bequemlichkeit dem ganzen bessern Publikum zur Last wird: so beklagt es sich mit Recht darüber.

Dieß ist der Fall in Wien! . . . Hier lebt eine Gattung frecher, unverschämter, zudringlicher, betrügerischer, grober, lästersüchtiger Weiber, welche alle Gassen und Strassen, alle Pläze, alle Winkel und Zugänge zu den Kirchen, Häusern ꝛc. Jahr aus Jahr ein belagert haben. Man nennt sie hier Ständelweiber, Fratschlerweiber und im gewöhnlichen Deutschen Hökerinnen. Sie haben alle nur gedenkbare Kleinigkeiten zum Kauf, hauptsächlich trokne kalte Eßwaaren, Obst, Gemüse, und geringere Kleidungsbedürfnisse.

Jede derselben bezahlt für die Erlaubniß, ein solches Kaufständchen halten zu dürfen, jährlich drei Gulden an den Magistrat. Man kann ihrer in der Stadt und allen Vorstädten wohl über 3000 rechnen. Sie sizen vorzüglich auf den gangbarsten Gassen und Pläzen, und bei den Thoren.

Be-

Bekanntlich hat Wien für seine vielen Leute und Fuhrwerke ohnehin allzu enge Gassen und Pläze. Nun werden diese täglich mit noch mehr solchem Trödelgesinde besezt; und so wird man am Ende wohl gar nicht mehr durchkommen können, wie dieß auf dem Kohlmarkt, in der Kärnthnerstrasse, Bognergasse, schon wirklich manchmal nur mit größter Mühe geschieht. Diese unverschämten Weiber glauben für ihre 3 Fl. das ganze Publikum kühn belästigen zu dürfen, und die Polizei bestärkt sie in diesem Wahn, da man sie unaufhörlich noch mehr anwachsen läßt.

Es ist ein äusserst widerlicher Anblik, welchen diese lumpigen Hüttchen und Ständchen in der Hauptstadt verursachen: wo nur immer ein freier Winkel ist, selbst an die schönsten Paläste, wird flugs ein solches Nest hingeklebt. Wien muß auf diese Art, ungeachtet seiner vielen herrlichen Gebäude, allmählig einem wahren

Ju=

Juden-Trödelmarkt ähnlich werden. Die löbliche Oekonomiesucht, dort und da von einem Kipfelweib, von einer Tabakskrämerin, 3 Gulden zu erschnappen, macht, daß man über alle Begriffe von Anstand und Zierde einer Hauptstadt hinaus ist. . . . In Paris und Berlin, in welcher lezter Stadt es doch am Platze nicht mangelt, hat man vor kurzem eine Menge solcher Buden abgeschaft, um die Verunstaltung der Stadt, und die Belästigung des Publikums zu verhüten; bei uns aber vermehrt man sie noch. Ich vermuthe, es werden wohl am Ende die Burg, das Landhaus und das Rathhaus rings mit Ständelweibern umsezt werden: wenigst würde das manche 3 Guldentaxe einbringen.

Nebst dem, daß diese Weiber die Stadt verunstalten, daß sie die öffentlichen Wege versperren, thun sie dem Publikum auch einen wesentlichen Schaden. Kaum tritt ein Landmann mit Obst, mit Gemüse ꝛc.

in die Stadt, und macht Mine, es selbst zu verkaufen: so umringt ihn dieses Weibergepak, nekt ihn, schimpft ihn, verlästert seine Waare, und läßt nicht nach, bis es ihn dahin gebracht hat, aus Verdruß dieselbe an die Ständelfurien abzugeben. Diese nehmen es ihm um kleine, erpreßte Preise ab, und verkaufen es der Stadt um gedoppelt hohes Geld.

Man sagt, daß die Pariser Häringsweiber in der Kunst zu schimpfen Meisterinnen seyn. Ich zweifle, ob ihnen die Wiener Fratschlerweiber nicht den Rang ablaufen würden. Man darf ihre sehr reizbare Zunge nur ein wenig in Bewegung bringen, so bricht ein ganzer Strohm von Schmähungen los. Ein solches Weib ist ein lebendiges Wörterbuch aller östreichischen provinzial Schimpfwörter.

Unter die Rubrike der Fratschlerweiber gehören auch die Mandolettikrämer. Vor sechs Jahren waren ihrer nur zwei bis drei solcher wälscher Schlekerei-Trödler. Heute sind ihrer wohl vierzig, Wälsche und Deutsche. Sie rennen allenthalben mit ihren Körben herum, besezen alle Strasseneken, öffentliche Spaziergänge, Gärten, Schauspielhäuser, und überhaupt jeden Plaz, wo sie viele Menschen beisammen sehen oder vermuthen. Ihre süssen Näschereien sind — wie man behauptet — nicht selten aus verdorbnem Zuker, Mehl und andern unsaubern Ingredienzien gebaken; sie können also den zarten Mägen der Kinder, für welche sie häufig gekauft werden, gefährliche Umstände zuziehn. . . . Unter Ludwig dem XIV. wurden einst ebenfalls solche Zukergebäke öffentlich ausgerufen, und auf den Strassen herumgetragen. Der Kanzler L' Hopital verboth es, und führte zum Grund in dem

Befehl an, daß dadurch Lekerei und Müßigang begünstiget werden.

Man könnte diesen Mandoletti-Handel in Wien aus ähnlichen Gründen, und auch aus Sorge für die Gesundheit, ganz füglich abstellen, oder doch sehr einschränken.

CXXX.

Ritter-Ordens-Feste.

Eine schönere Gelegenheit, die Grossen des Reichs, die Helden des Schlachtfeldes, und die Männer am Ruder des Staats, mit Einem Blik zu übersehen, findet Ihr nimmermehr, als die Ritter-Ordens-Feste. Der Stammhalter einer glänzenden Familie verläßt seinen Fürstensiz, der Staatsmann seine Urkunden, der Feldherr seine Plane; und erscheinen — jener den Beweis seines uralten

Adels,

Adels, und diese, den Lohn ihrer Verdienste an sich tragend — vor dem Volke. Fremde, welchen der Zutritt in die ersten Häuser, wegen eines Abganges an der Ahnenzahl, verschlossen ist, die zweite Klasse des inländischen Adels, der Beamte und der Bürger, alle drängen sich an diesen Tagen in den grossen Saal nach Hofe, staunen dort mit Muße den Monarchen an, den sie, so oft er sich auch dem Volke zeigt, immer mit unbefriedigter Neugierde besehen, und bewundern die Grossen, welche ihre Dekrete, Patente und Diplomen unterschrieben, oder Schlachten für das Vaterland gewonnen haben.

Es wäre unverzeihlich, wenn ein Bewohner der Residenz die Orden nicht kennte, welche seine erhabnen Mitbürger schmüken, da sie selbst im Auslande allenthalben bekannt sind. Ohne mich also in eine weitläufige Beschreibung derselben einzulassen, rede ich bloß von ihren Festen,

sten, wie sie der Ordnung nach im Jahre gehalten werden.

Das Fest des militärischen Theresien-Ordens wird jedesmal am ersten Sonntag nach St. Theresens Tag gefeiert. Der Zeitpunkt der Stiftung dieses Ordens bestimmt seine ganze Würde. Nach der gewonnenen Schlacht bei Kollin wurde er von der Kaiserin Maria Theresia am 18. Junius 1757 gestiftet: die Helden wurden gleichsam auf der That belohnt, und die Ordenszeichen über ihre noch blutende Wunden gehangen. . . . Er ist der Lohn eines jeden, der sich im Kriege durch eine besondere That auszeichnet. Der Krieger, dessen Vater pflüget, oder dessen Güter hunderte pflügen, kann ihn ohne Unterschied erhalten; doch nur in der praktischen Ausübung seiner kriegerischen Talente. Für den Mann, welcher sich in den Tagen des Friedens durch weise Anordnungen und Verbesserungen bei dem Kriegswesen auszeichnet, ist, wie für

jeden verdienstvollen Staatsbeamten, der Stephans-Orden bestimmt. Mehrere Generale haben sich denselben erworben.

Die Art und Ordnung dieses Festes ist folgende.

Um zehn Uhr Morgens versammeln sich die Großkreuze, Kommandeurs, und Ritter in der Rathsstube in der Burg, ziehn dann durch den grossen Saal, das erste Vorzimmer, und die Ritterstube, unter dem Vortritt der Hof- und Kammer-Fourriers, der Edelknaben, der Truchsesse, Kammerherren und geheimen Räthe, wie auch der Ordensbeamten, in die Hofkapelle, und wohnen dem gesungenen Hochamte bei. Der Rükweg geht in der nämlichen Ordnung in den grossen Saal zurük, wo für Seine Majestät — und wenn ein Prinz vom regierenden Hause zugegen wäre, auch für denselben — unter dem Baldachin die Tafel bereitet ist. Die Großkrenze speisen

sen einige Schritte abwärts; und die Kommandeurs und Ritter werden in der Ritterstube bewirthet. Es ist ein herzerhebender Anblik, Seine Majestät, von den Feldmarschälen Hadik, Lascy, und Loudon umgeben, nach der Kirche ziehn, und vor denselben eine Reihe verdienter Generale und Stabsoffiziere einher gehn zu sehn. Muth und Klugheit, nicht aber Tollkühnheit und Zufall werden so belohnt.

Das Ordensfest des apostolischen Königs Stephan, und des goldnen Vliesses, werden an den ersten Sonntagen nach Emerikus und Andreas gehalten. Die Art und die Feierlichkeiten sind die nämlichen, wie Ihr sie oben gehört habt. Der Unterschied ist, daß am Theresien-Ordens-Feste die Ritter in der ihrer militärischen Würde angemessenen Kleidung erscheinen, und die ihnen zukommenden Ordenszeichen an dem weissen Bande mit rothem Rande, und Sterne über der Uniform tragen. Die Ritter des Stephans-

Ordens und des goldnen Vließes hingegen haben eine Gattung feierlicher Kleidung. . . . Die erstern tragen ein Karmesinfarbiges Unterkleid, welches ohne Oeffnung vorn bis an die Füsse herablanget, und bei den Großkreuzen mit zerstreuten Eichenblättern durchaus gestikt ist, die darum gewählt wurden, weil die Bürgerkrone der Römer aus solchen bestand. Darüber ist ein grünsametnes weites auch mit Eichenblättern am Rande gestiktes Oberkleid, mit langen offenen Aermeln. Um den Hals ist ein breiter Kragen, worauf die Sterne der Großkreuze in der Mitte der Brust angebracht sind. Die Ritter des goldenen Vließes haben eine ziemlich ähnliche Kleidung, nur sind das Unter- und Oberkleid von karmesinfärbigem Sammet. . . . Die Ritter des Stephansordens tragen eine hohe hungarische Mütze, mit einem Reigerbuschen gezieret, und, wie das Oberkleid und der Kragen, mit Hermelin ausgeschlagen, die Ritter

ter des goldenen Vliesses tragen eine besondere gestikte Mütze. Die Ordenszeichen werden von den Rittern des goldenen Vliesses und von den Kroßkreuzen des Stephansordens an goldnen über die Schulter hangenden Ketten, von den Kommandeurs des letzten Ordens an einem breiten Bande, und von den Rittern mit einer Bandschleife angeheftet, vorn über die Brust getragen. Diese Kleidung läßt besonders einem grosgebauten Ritter sehr gut.

Da bloß Eine Klasse der Ritter bey dem Orden des goldenen Vließes bestehet, so ist beim Fest dieses Ordens nur Eine Tafel am Fuß des Thrones.

Uiberhaupt sind ausser dem Neujahrstage diese Ordensfeste die einzige Feierlichkeit, die noch im Hofton der ehemaligen Kaiser gehalten werden. Der Oberst-Silberkämmerer dekt mit dem Unter-Silberkämmerer die Tafel Sr. Majestät mit dem prächtigen goldnen Service, welches Kaiser Franz verfertigen ließ. An dieser

Tafel umgeben die Kapitäns der adelichen Garden den Kaiser. Der eben im Dienste stehende Kammerherr ist zugleich der Vorschneider. Die adelichen Leibwachen schliessen einen Kreis, der auch die Tafel der Großkreuze umfaßt, welche von den kaiserlichen Hofoffizieren in Uniform bedient wird. . . . So wie das Großmeisterthum des Stephansordens mit der Krone Ungarns, so ist auch die Würde eines Ordenskanzlers mit dem Amte des hungarischen Hofkanzlers immer vereiniget, und an dem Ordensfeste verrichtet die hungarische Leibgarde allein die Dienste bey Hof.

Der vierte ist der Elisabeth-Orden, welcher etwas unbekannter seyn dürfte, weil ihm kein Festtag gewidmet ist. Er gehört für alte Offiziere, welche lange und untadelhaft gedient haben. Mit seinem Besitz sind, wie beim Theresien-Orden, gewisse Einkünfte verbunden. Er wurde von der Kaiserin Elisabeth gestiftet, und

von

von Maria Theresia erneuert. Uiber zwanzig beläuft sich die Anzahl seiner Ritter nie. Das Ordenszeichen wird an einem schwarzen Band, im Knopfloch über der rechten Brust getragen, und besteht aus einem schwarzen Kreuz mit weissen Eken.

Der Sternkreuz-Orden ist unser einziger weiblicher Orden. Hofdamen, und andere verehelichte des ersten Adels, erhalten denselben von der Großmeisterin, welche jezt die Erzherzogin, Großherzogin von Toskana ist.

Thümmel nennt Bänder und Sterne den gnädigen Spott der Fürsten. Der gute Mann ist ein Dichter, dem man einen solchen Lufthieb schon verzeihen muß. Indessen läßt sich nicht läugnen, daß auch wirklich die Zeichen manches Ordens sehr in Verfall gerathen sind, und ihren Besizern eben keine auszeichnende Achtung verschaffen. Man erinnere sich des Spornordens, der für sechs Dukaten zu haben ist, und mit dem einst ein Engländ-

der bei seiner Abreise aus Rom seine Lakaien, Kutscher und Reitknechte behing.

CXXXI.

Universität.

Es gibt einige Universitäten in Deutschland, bei deren Einrichtungen und Verbesserungen man es auch mit unter zu einem Hauptgegenstand zu machen scheint, ihnen eine solche Gestalt zu geben, daß sie schon von aussen hochstrahlend glänzen, und viele Fremde anlocken sollen, um dem oft unbedeutenden Ort ihres Sizes neue Geldzuflüsse zu verschaffen. Vor kurzem sagte ein Deutscher Schriftsteller: mancher Lektionskatalog solcher Universitäten sey mit einer ziemlichen Dosis litterarischer Scharlatanerie versezt. Ganz Unrecht mag der Mann hie und da nicht haben.

In Wien, und auf den Oestreichischen Universitäten überhaupt, hat man keineswegs zur Absicht, Fremde Studierende herbey zu ziehen. Die einheimische Jugend so zu bilden, und mit jenen Kenntnissen zu versehn, daß der Staat seine Aemter damit brauchbar besetzen, und sein Volk in einer zwekmäßigen Kultur und Erleuchtung erhalten könne: dieß ist sein Augenmerk; und wenn er dasselbe erzielt, so kann er mit seinen Lehr-Anstalten zufrieden seyn. Man weiß ja allgemein, daß die Universitäts-Studien gewöhnlich keine grosse Männer bilden. Den Jüngling an die Quelle der Wissenschaften zu führen, dieß ist ihr Amt. Das wahre Genie entwikelt sich immer ausser der Schule, in den einsamen Stunden des Selbstdenkens, durch den Feuerstrohm des höheren Geistes.

Indessen sey es ferne von mir, zu behaupten, die hiesige Universität sey in ihrer Art vollkommen, oder so vortrefflich,

als keine andere. Nein! sie hat ihre Mängel, und wird derer immer einige haben.

Sie war ehemals ganz in den Händen der Jesuiten. Im J. 1756 erhielt sie schon einige Verbesserungen und einige unjesuitische Professoren.

Nach Aufhebung jenes Ordens hat man wieder neue gedeihlichere Anstalten gemacht; und seitdem hat sie noch manches zum Vortheil der Wissenschaften erhalten. Der Professoren sind acht und dreyßig, worunter z. B. ein Barth, Eckhel, Gruber, Hell, Jacquin, Leber, Mastalier, Sonnenfels ꝛc. rühmlich in der litterarischen Welt bekannt sind.

Die neuesten Veränderungen bei dieser Universität sind, daß schon in dem fünften Jahre über alle Wissenschaften in Deutscher Sprache gelesen wird, die Kollegien der hochheiligen Theologie, und des kanonischen Rechts ausgenommen. Auch von diesen wird die Pastoral-Theologie

Deutsch

Deutsch gelehrt. Das kanonische Recht dürfte bald ganz aufhören, einen eignen Wissenschaftszweig auszumachen: wozu es auch endlich einmal Zeit ist; denn warum soll für die geistlichen Mitglieder des Staats ein anderes Recht existiren, als für alle übrigen Bürger! . . . Ehedem wurden alle Kollegien auf den östreichischen Universitäten frei gegeben. Seit drey Jahren aber sind auch hier Kollegiengelder eingeführt. Dieß ist die lezte Veränderung, welche hierin gemacht wurde. Beklagen kann sich das Publikum mit Grunde nicht über diese Einrichtung; denn auf allen Universitäten, besonders im nördlichen Deutschland, wird schon seit jeher für die Lehrkurse bezahlt. Zudem ist das Unterrichtsgeld sehr mäßig: bey den Gymnasien beträgt es 12 Fl. jährlich, bey der Universität für das philosophische Studium 18 Fl., für das juridische und medizinische 30 Fl.; das Theologische und der Unterricht für Wundärzte, sind frey.

Die-

Dieses Geld kommt aber nicht in die Hände der Professoren, wie in andern Ländern, sondern wird wieder zum Nuzen des Publikums verwendet, indem daraus Stipendien für Unvermögende, aber durch Fähigkeiten und Fleiß verdiente Jünglinge gegeben werden, welche alsdann auch, so wie alle übrigen Stipendisten, von Bezahlung des Unterrichtsgeldes befreyet sind.

Das Universitätsgebäude ist von Maria Theresia errichtet worden. Es hat geräumige Hörsäle; einen Vorrath von physikalischen und mechanischen Instrumenten; eine Sammlung von Naturalien; ein chemisches Laboratorium; ein anatomisches Theater; eine Sternwarte; eine eigne öffentliche Bibliothek. Diese befindet sich in dem der Universität gegenüber stehendem Gebäude des Generalseminariums, und ist sowohl durch die Windhagische und Gschwindische Bibliotheken, als durch die Sammlungen von den aufgehobe-

benen Klöstern ansehnlich vermehret worden. Sie erhält aber jezt nach einem in Rücksicht auf Lehrer und Schüler wohl geordneten Systeme, eine ganz neue Einrichtung, und wird gegenwärtig in allen Fächern mit denjenigen Büchern bereichert, welche Lehrern und Schülern, für derer Gebrauch sie eigentlich bestimmt ist, vorzüglich nuzbar und nothwendig sind. Eine sehr gute Anordnung dieser Bibliothek in ihrer heutigen Gestalt, ist auch diese, daß ausser den gewöhnlichen Festtagen niemals Ferien bei ihr gehalten werden, und sie also das ganze Jahr durch offen steht.

Man hat schon einigemal den Saz aufgewärmt, daß die Musen die Ruhe liebten, daß eine so volkreiche und lärmende Stadt als Wien, kein schiklicher Ort für eine Universität sey. Ich bin der entgegen gesetzten Meynung. Heut zu Tage, sind die Studien nicht bloß da, um Klöster zu bevölkeren, wie ehedem,

son=

sondern um über alle bessere Stände des Staats Kenntnisse zu verbreiten. Man kann also mit Recht fordern, daß der studierende Jüngling nicht bloß Büchergelehrsamkeit sich eigen mache, sondern daß er sich auch zum Umgang mit der Welt bilde: und dazu ist ein grosser Ort unstreitig besser als ein kleiner. In einem unbedeutenden Städtchen, wo kein Hof, kein Adel, keine vielfältige Vermischung der Stände ist, und die Studierenden die einzigen sind, welche den Ton angeben, von denen der Ort lebt, dort verfallen sie nur gar zu gern auf jenen wilden, trotzigen, ungeschliffenen, renomistischen Ton, welchen man den Jenensern so lange mit Recht vorgeworfen hat, und der noch jezt, in etwas vermindertem Maß, in den kleinern Universitätsstädten des nördlichen und südlichen Deutschlandes herrscht.

Man erwäge auch den Umstand noch, daß aus der Stadt Wien allein so viele

oder wohl noch mehr Söhne die Universität besuchen, als aus der ganzen übrigen Provinz Oestreich. Durch eine Versezung der Universität also würden alle hiesigen Familien der Studierenden verlieren, und die übrigen nichts gewinnen.

CXXXII.

Mönche.

Wie sehr hat sich — nur seit zwanzig Jahren — das Schiksal dieser Menschengattung im ganzen südlichen Deutschland geändert! Einige Schriftsteller thaten die ersten Schritte, und bereiteten das Publikum vor: der Koloß des Mönchthums ward erschüttert. Die jetzige Regierung in Oestreich vollendete den Schlag, und stürzte dieses Idol der finstern Jahrhunderte nieder. Noch stehn zwar dessen Brüder in den benachbarten Provinzen aufrecht, aber das Beispiel ist zu hinreis-

reissend, als daß sie nicht im kurzen das nämliche Los treffen soll.

Im Jahr 1770 waren in den östreichischen Staaten:

Mannsklöster	—	—	1572
Frauenklöster	—	—	591
		Summe	2163

Im J. 1773 erloschen die Ordenshäuser der Jesuiten, 139 an der Zahl. Vom Jahre 1780 bis zur Hälfte des Jahrs 1786 sind aufgehoben worden.

Mannsklöster	—	—	413
Frauenklöster	—	—	211
		Summe.	624

Seitdem ist noch aufgehoben worden der ganze Pauliner-Orden in Ungarn, und eine beträchtliche Zahl einzelner Klöster aus allen übrigen Orden. Die Klosterleute beiderlei Geschlechts, welche sich im J. 1770 auf ungefähr 64890 Köpfe beliefen, mögen jezt etwann noch 27000 ausmachen.

Da

Da allen Klöstern überhaupt verbothen ist, Novitzen anzunehmen, so sieht man wohl, daß ihre baldige gänzliche Erlöschung bevorsteht. Der Orden der Barmherzigen Brüder allein hat vor den Augen des Thrones Barmherzigkeit gefunden, und darf sich fortpflanzen, weil er ein für die Menschheit heilsames Institut ist.

Indessen sah man sich genöthiget, noch einen guten Theil der Klöster einsweilen bestehen zu lassen, theils, weil man mit einer solchen Menge von Gütern, Gebäuden und Personen nicht augenbliklich alles abändern konnte; theils, weil man wenigstens einen grossen Theil der Mönche zu den Verrichtungen tauglich fand und machte, welche sonst die Weltpriester bei den Pfarren über sich haben.

Die Aufhebung der Klöster machte auf die Mönche im Ganzen, sehr verschiedenen Eindruk. Die Prälaten, Prio-

 ren,

ren, Guardianen, überhaupt alle Superioren und die Alten, sahn mit Wuth und Verzweiflung den landesherrlichen Kommissär mit dem Zerstörungsdekret an der Pforte absteigen; weil er ihren grossen Einkünften, ihrer Herrschaft, und ihrem frommen Müßiggang ein Ende machte. Die jungen Mönche hingegen empfiengen ihn mit Jubel als ihren Messias, welcher die Fesseln des Zwanges, der Tyrannei und der stumpfen Unthätigkeit zersprengte; welcher ihnen das höchste Gut der Sterblichen, die Freiheit und sie selbst der Menschengesellschaft, wieder schenkte.

In Wien bestehen gegenwärtig noch 23 Mönchsklöster, welche nun mit der Seelsorge beschäftiget sind, jene Individuen nämlich, die man nach vorgenommener Prüfung dazu tauglich befunden hat. Auch ist beinahe allenthalben der Pfarrer selbst ein Weltpriester, und hat die Mönche des nahen Klosters nur als Gehilfen in seinem Amte.

Ein paar Klöster haben aus besondern Ursachen auf einige Zeit Erlaubniß erhalten, Kandidaten aufzunehmen; aber sie fanden nicht einen einzigen, der sich dazu bereden ließ. Dieß ist ein merkwürdiges Beispiel von dem Umschwung der Denkart in der heutigen Welt. . . . Auch die noch bestehenden Mönche haben viele Ausnahmen von ihrer vorigen sklavischen Lebensart erhalten: sie singen keinen Chor mehr; sie sind in ihrer Fasten dispensirt, sie tragen Schuhe, Strümpfe und Unterkleider; sie dürfen mehr in Gesellschaft gehn, und wenn sie auf dem Lande als Kapläne angestellt sind, ihren Ordenshabit ganz ablegen; die jungen besuchen die Kollegien auf der Universität, wo sie statt dem scholastischen Wust ihrer Ordenspatronen, gesunde Nahrung für ihren Kopf erhalten. Indessen sehnen sich alle noch hier in Klöstern lebende feurig nach einer gänzlichen Auflösung.

Da es so selten geschieht, daß ein Mönch etwas für die Litteratur Wichtiges, und für die Welt Gedeihliches ausbrütet: so kann ich nicht umhin, eines hiesigen Franziskaners zu erwähnen, der durch eine wichtige gelehrte Unternehmung die Verdienste seiner Mitbrüder weit zurükläßt. Er heißt Stulli und arbeitet an einem allgemeinen Wörterbuch der Slavischen Sprachen, das für den östreichischen Staat von wichtigem Nutzen ist, da wenigst ein Drittheil seiner Unterthanen noch in verschiedenen slavischen Mundarten spricht. Der Verfasser wird durch eine Pension unterstüzt, und jezt ist ihm auf sein Verlangen ein anderer Franziskaner, Namens Lanassovich als Gehilfe, ebenfalls mit einer Pension zugegeben worden.

CXXX.

Agenten.

Wie sich die grossen Höfe Europens beständige Bothschafter, Gesandte, Geschäftsträger ꝛc. in Wien aufstellen: so halten sich die kleinern Reichsfürsten, die Reichsstädte, Reichsprälaten, Reichsgrafen ꝛc. ihre Agenten hier. Das Nämliche thut auch der inländische Adel, die Städte, Stifte, Bischöfe; ja selbst die in der Hauptstadt beständig wohnenden Grossen.

Die Agenten theilen sich in zwey Klassen: sie sind Reichs - Agenten oder Hof - Agenten. Die Reichsagenten besorgen die Geschäfte ihrer Partheien, welche vor dem Reichshofrath müssen geschlichtet werden. Die Hofagenten besorgen bei Hofe, das heißt, bei den inländischen Hofstellen, die Angelegenheiten ihrer Kommittenten. Die letztern theilen

 sich

sich wieder in mehr Zweige: z. B. in Oestreichisch-Böhmische Hofagenten, Ungarisch-Siebenbürgische Hofagenten, Niederländische, Lombardische Hofagenten. Einige sind Universalagenten, nämlich für die Hofstellen aller Provinzen.

Wenn das alte bekannte Sprichwort wahr ist, daß die Gesandten die privilegirten Ausspäher an den fremden Höfen seyen: so gilt dieses auch von den Agenten, besonders von den Reichsagenten. Es macht eine ihrer Hauptbeschäftigungen aus, alle Wochen, oder wohl gar alle Posttage fleissig an ihre Prinzipale zu schreiben, die geschriebenen Zeitungen hinaus zu schiken, und noch alles das mit zu berichten, was der privilegirte Horcher von der Chronik des Hofes, der Stadt, der merkwürdigen Familien, Häuser, Personen, Vorfälle, Gerüchte 2c. 2c. hat aufhaschen können.

Nebst diesen Rapports-Pflichten ist der eigentliche Beruf der Agenten, die politischen Geschäfte ihrer Klienten zu betreiben. Für die Rechtssachen sind die Advokaten.

Ausser den feierlichen Geschäften in den Rathssälen, sorgen sie auch für die häuslichen Angelegenheiten ihrer Kommittenten. . . . Das Reichsstädtchen braucht einen Stadtphysikus: es gibt den Auftrag seinem Agenten; der Reichsprälat will sechs Eimer Tokaier: er fordert ihn von seinem Agenten; der Bischof hat seinen Zukerbäker verloren, er verschreibt einen andern durch den Agenten. Der Graf sucht einen Hofmeister für seine Kinder, braucht einen Kutscher, eine Garnitur neue Knöpfe, und ein paar englische Stiefel: der Agent muß ihm mit erstem Postwagen alle diese Requisiten in die Provinz spediren. Die Baronesse hat sich mit ihrer Kammerjungfer überworfen, hört von den neuen

Hüten à la Cosa rara: und ist mit ihren Schminkbüchschen zu Rande: das alles ist ein Geschäft für den Agenten; er wohnt in der Hauptstadt, er ist an der Quelle; ein sehr unortographischer Brief bringt ihm Befehl, Kammerjungfer, Hut und Schminke einzuhandeln: in acht Tagen ist alles auf dem Schloß der Baronesse.

Die Herren Agenten befinden sich, soviel man aus ihrer grossen Zahl, und aus ihrem Aeussern schliessen kann, bei ihrem Berufe ganz wohl. Es sind welche darunter, die wahrhaft auf dem Fuß der grossen Welt leben: sie erwerben sich jährlich 9 bis 10000 Fl., halten Equipagen, Tafeln, Gesellschaften, Konzerte 2c. haben ihre Sekretäre, und noch obendrein ein halbduzend Federfuchser, die unter dem Namen der Kanzellisten, Praktikanten, Kopisten, in ihren Schreibstuben tagwerken, und das Mechanische der Geschäfte aus dem Wege räumen

helfen. . . . . Da die Hochgebohrnen Männer und Weiber nicht selten auch Geld = Anleihn durch ihre Agenten negoziren lassen, so verschafft dieß eine neue Quelle, den Lohn ihres betriebsamen Eifers durch brüderliches Verständniß mit den Wucherern und Geldjuden, durch Nebenzuflüsse zu vermehren.

Es gibt noch eine Gattung dieser Männer, welche man Kriegs = Agenten nennt. Sie sind die bestellten Geschäftsträger der Regimenter in den Provinzen, und der militärischen Personen. Sie bringen die Anliegenheit und Ansuchen derselben vor den Hofkriegsrath; und da die gegenwärtige Oekonomie der Armee so eingerichtet ist, daß man auch um Kleinigkeiten immer beim Hofkriegsrath selbst ansuchen muß: so fehlt es auch diesen Herren nicht an Beschäftigung. . . . . Will eine zärtliche Mama ihrem lieben Söhnchen, dem Kadetten, der in Siebenbürgen, in der Lombardie oder in den Nie-

derlanden im Quartier liegt, einige Mutterpfennige zuschiken, so wendet sie sich an einen Kriegsagenten, welcher die Sache hier in Ordnung bringt, daß die Summe dem harrenden Helden an der Gränze bezahlt wird.

CXXXIV.

Buchdrukereien.

Oft nur gehüllt in Blätter, Bast und Rinde,
Oft auch geäzt in Holz, und Wachs und Bley,
Ward doch die Weisheit bald ein Spiel der Winde,
Und bald ein Spiel der Menschentyranney.
Ein Deutscher war der schönsten Kunst Erfinder,
Die für die Weisheit je ein Geist ersann. *)

Noch vor etwann vierzig Jahren hatten die Jesuiten ganz allein die Apotheken und Buchdrukereien in Wien. Die durchtrie-

*) Die Buchdrukerkunst. Von Blumauer.

triebenen Schlauköpfe erzielten dadurch einen doppelten Vortheil: nebstdem, daß ihnen diese Anstalten wichtige Summen Geldes eintrugen, waren sie auch unumschränkte Herren, nur das zu druken, was sie wollten; folglich nichts unter die Presse kommen zu lassen, was ihrem universal Geistes-Despotismus, ihren herrschsüchtigen Unternehmungen, ihren ränkevollen Schritten, kurz, dem listigen Geist ihres Ordens, zuwider war. Im Gegentheil stand es bloß in ihrer Macht, das südliche Deutschland unaufhörlich mit all jenem verderblichen Wust zu überschwemmen, welcher von ihren verschlagenen Köpfen in der schändlichen Absicht ausgehekt ward, um das Reich des Aberglaubens, der Blindheit, und der Unterdrükung zu verewigen.

Allmählig änderte sich auch dieses. Es thaten sich Leute hervor, welche Industrie genug hatten, eigne Buchdrukereien zu errichten. Was ehedem Monopol eines

Ordens gewesen war, kam nun ganz aus dessen Händen.

Indessen waren die Buchdrukereien noch schlecht genug bestellt. Der Buchhandel war unbeträchtlich, und meist passiv. Im Lande wurde ausser Gebethbüchern, Schulbüchern, einigem ascetischen Wust, Patenten, und Zeitungsblättern, wenig gedrukt. Dabei hatte man schlechtes Papier, ekigte, unförmliche, halbgothische Lettern, und verdorbene gelblichte Drukerfarbe. . . . Trattner, Kurzbek, und Ghelen, waren bekannte Buchdruker.

Als im Jahr 1781 die allgemeine Broschürenschreiberei anfieng, zog sie auch die Errichtung mehrerer Buchdrukereien nach sich Die wenigen damaligen typographischen Geburtsstühle konnten alle die lieben Kindlein nicht zu Tage fördern, von denen das Heer der schalen Skribler täglich und stündlich entbunden ward: also mußten diese Maschinen vermehrt

wer-

werden, wozu sich auch unverzüglich Unternehmer fanden, weil es für jenen Zeitpunkt ein sehr beschäftigtes und einträgliches Gewerbe war. So entstanden die zwanzig Drukereien, welche gegenwärtig in Wien sind, und ungefähr 118 Pressen in Bewegung setzen.

Trattner hat allein 31 Pressen, und nebst den gewöhnlichen, Türkische Schriften. Er drukt viele Schulbücher, Kalender, und die Patente des Hofes. Kurzbek hat 15 Pressen: er drukt orientalische und illyrische Bücher. Baumeister drukt viel Neu- und Altgriechisches. Gay drukt Französisch. Schmidt, Wappler, und Weimar druken unter den übrigen am meisten und beßten.

Noch fehlt es vielen Wienerschen Drukereien sehr an Schönheit, Genauigkeit, Ordnung und Nettigkeit. Die wenigsten halten sich eigene Korrektoren, und die meisten, welche sich mit dieser Arbeit abgeben, sind ihr nicht vollkommen gewachsen,

sen, wie man die leidigen Beweise mit hundert Drukfehlern belegt, täglich vor Augen hat. Ein anderes sehr grosses Gebrechen der hiesigen Drukereien ist die Unordentlichkeit, und Nachlässigkeit der meisten Setzer und Drukergesellen. Die erstern korrigiren sehr ungern einen Bogen öfter als einmal, lassen oft gezeichnete Fehler aus blosser Faulheit stehen, oder machen bei der Verbesserung des Einen zwei neue hinein. Hat der Druker die Form einmal in der Presse, so drukt er drauf los, ohne sich viel anders zu bekümmern, als mit dem Bogen bald fertig zu seyn. Manche verschleudern ganze Hände voll Lettern auf die nachlässigste Weise. Nicht selten wird von Gesellen und Jungen in den Kästen geplündert; ja man hat Beispiele aus bekannten Drukereien, daß schon ganze stehende Formen sind gestohlen worden, und dieß selbst während dem Druke, so, daß nach geendigtem Schöndruk die Form

zum

zum Wiederdruk gar nicht mehr zu finden war, und wieder neu mußte gesezt werden. Ist der Drukerherr etwas genau und scharf mit seinen Leuten, so laufen sie ihm augenbliklich aus der Werkstätte, weil sie wissen, daß sie ungesäumt wieder bei einem andern Arbeit finden. Dieser Unfug, und die daraus entstehenden Unordnungen beim Bücherdruk werden so lange dauern, als sich nicht alle Buchdruker, oder doch die Ansehnlichern darunter, zusammen einverstehn, keinen Gesellen in ihre Werkstätte zu nehmen, der Lüderlichkeit und Nachlässigkeit halber von einem andern entlassen worden oder selbst weggelaufen ist.

Die alten unförmlichen Lettern fangen allmählig an, aus den meisten Drukereien zu verschwinden. Kurzbek hat sich neuerlich schöne lateinische Alphabete, nach Didot's Form, angeschafft; und Mannsfeld liefert in mehrere Drukereien deutsche und lateinische Lettern, die mit

den

den schönsten ausländischen wetteifern.

Wenn man Papier und Farbe in eben dem Maße verbessern wollte, wie die Lettern, so würde der Wienerdruk in kurzer Zeit neben jedem andern mit Ehre sich zeigen dürfen.

CXXXV.

Buchhandel.

Die ehemaligen strengen, und mit lästigen Formalitäten begleiteten Zensurgesetze drükten den hiesigen Buchhandel sehr stark. Es kostete ermüdende Weitläufigkeiten, ein nur von weitem verdächtiges Buch in das Land zu bringen, und einem Privatmann in seine Sammlung zu schaffen. Dieß schrekte Buchhändler und Leser ab.

Seit der jetzigen Regierung hat sich die Sache um vieles geändert. Die Broschürenschreiberei brachte eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit in den kleinen Lokal-Buchhandel. Diese Aufwallung war aber nur ephemerisch, und hat nun größtentheils wieder ihr Ende. Indessen ward auch der eigentliche Buchhandel etwas thätiger und ausgebreiteter, weil die Lese- und Schreib- Freiheit weitere Gränzen bekam.

Die bekannteren Buchhandlungen führen Rudolph Gräffer und Kompagnie, Krauß, Kurzbek, Wappler, Stahel, Hörling, Mößle. Sie tauschen auf dem allgemeinen Bücherumschlag zu Leipzig, mit den norddeutschen Buchhändlern, und verlegen selbst Bücher aus allen Fächern. Trattner handelt meist im Lande und in die Provinzen mit selbstgedrukten Sachen mancherlei Art. Hartl war in der allgemeinen Schreibepoche der gesuchteste Broschürenvater, und verlegt nun dauerhaf-

tere Waare. Wucherer hat sich durch den Druk der kühnsten Blätter gegen den Monarchen, die Regierung ꝛc. bekannt gemacht. Gay handelt bloß mit französischen Büchern.

Ausser den ordentlichen Buchhändlern gibt es auch sogenannte Bücher-Antiquare, welche mit gebundenen, alten, und seltnen Büchern Handel treiben. Der wichtigste unter denselben ist August Gräffer, der ein stets wohl versehenes Magazin hat, und auch mit neuen französischen, ꝛc. Büchern handelt. Neben ihm sind noch Klopstok (ein Bruder des Dichters), Binz, Wallishauser, Weiß, Grund, und einige andere Buchbinder, welche dieses Gewerbe treiben.

Es wäre hier wohl der Ort, etwas über die Kniffe und Pfiffe zu sagen, welche die niederdeutschen Buchhändler, Journalisten, Rezensenten ꝛc. treiben, um den oberdeutschen Buchhandel und das ganze Litteraturwesen unsrer Gegenden zu

un-

unterdrüken, und zu verschreien. Es ist aber nicht der Mühe werth, diesen schmuzigen Flek recht in das Licht zu sezen. Der ganze Spuk wird um einiger tausend Thaler willen getrieben, welche die Sachsen und Brandenburger bisher alljährlich auf der Leipziger Ostermesse aus Oberdeutschland erhoben haben, und noch ferner einzustreichen trachten. Sie hatten bis auf die neuesten Zeiten beinahe ein unumschränktes Monopol mit Büchern. Noch vor zwölf Jahren war das Verhältniß der oberdeutschen Artikel in den Leipziger Katalogen gegen die Niederdeutschen wie 1 zu 36, ein paar medizinische Bücher nämlich, und etwann ein historisches oder diplomatisches Werk. Seit einigen Jahren aber, da man in Oberdeutschland etwas freier denkt, reiner schreibt, und im Fache der Litteratur ebenfalls arbeitsamer wird; da man die Machtsprüche der Niederdeutschen Journalisten und Rezensenten nicht mehr so mächtig an-

anstaunt und tief verehrt, die grossen Theils schalen Leipziger Produkte nicht mehr so Zentnerweise abnimmt, und auch ansehnliche Ladungen unsrer Schriften ihnen zuführt: seitdem ist es erklärte Fehde. Sie setzen weniger Bücher ab, und nehmen auch weniger baar Geld ein. Dieß ist allerdings ein empfindlicher Stoß; aber die Schritte, welche sie thun, um diesen Gang der Sachen zu hemmen, und, wo möglich, wieder umzuwenden, sind auch gar zu gehäßig, und auffallend. Freilich muß es schmerzen, diktatorisches Ansehn, und besonders Geld zu verlieren; aber ich kann doch alle Verleger, Schriftsteller, Journalisten und Rezensenten mit der gewissen Versicherung trösten, daß ihr Buchhandel immer einiges Gewicht über den unsrigen behalten wird, weil unsere Landesbeschaffenheit, unsere gesellschaftliche Verfassung, die Lebensart und Bequemlichkeit unsrer Schriftsteller und Buchhändler, sie nie zu jenem Grad

von

von Arbeitsamkeit und Thätigkeit gelangen läßt, wie die Niederdeutschen.

Ihre Meßbilanz wird vielleicht jährlich um ein paar tausend Thaler sinken; aber dieß verdient ja nicht, sich so gar wüthend darüber zu geberden. Das einsichtsvolle Publikum fängt bereits an, darüber zu lachen.

CXXXVI.

Kunsthandlungen.

Sie verkaufen Kupferstiche, kleine Gemälde, Landkarten, Plane, Musikalien, einige auch Farbentusche, optische und mathematische Instrumente.

Die bekannteste dieser Handlungen ist bei Artaria und Kompagnie, auf dem Kohlmarkt. Dieser sehr industriose Mann und Kenner hat ein kostbares Magazin von den auserlesensten Kupferstichen aus allen Ländern, die er stets ganz neu und

schnell kommen läßt. Vorzüglich findet man bei ihm einen herrlichen Vorrath von den schönen kolorirten Englischen Blättern, von den Karikaturen und satyrischen Kupferstichen, welche in London unaufhörlich zum Vorschein kommen, und dem ernsthaftesten Mann eine heilsame Zwerchfells-Erschütterung abnöthigen.... Ausser denfremden Kunstprodukten hatArtaria auch aus der kaiserlichen Galleriemanch kostbares Stük auf seine Kosten in Kupfer stechen lassen, und gibt von Zeit zu Zeit schöne Sachen, in eignem Verlage, heraus. Man findet bei ihm eine Sammlung von Aussichten in und vor der Stadt Wien, ihren vornehmsten Plätzen, Spaziergängen ꝛc. auch von den sehnswürdigen Theilen des Schlosses und Gartens zu Schönbrunn, welche alle sehr getreu abgebildet, und schön gestochen sind. Diese Sammlung besteht bereits aus 47 Stüken, und kann besonders Ausländern eine nüzliche

che und angenehme Uibersicht von Wien verschaffen.

Die übrigen Kunsthändler sind Stökl, Frister, Hohenleitner, welche zwar keine so gar reichhaltigen Magazine haben, wie Artaria, aber doch schöne Sachen feil biethen.

Es wäre unbillig, unter den Kunsthändlern eines Mannes nicht zu erwähnen, den die ganze Wiener-Welt so gut kennt, und vor dessen Laden den ganzen Tag über viele hunderte stehn bleiben, um seine ausgehangenen Stücke anzugaffen. Dieser Mann ist Löschenkohl. Wie es an gewissen Orten Gelegenheitsdichter gibt, so möchte ich Löschenkohl den Gelegenheitsmaler von Wien nennen. Es ereignet sich kein merkwürdiger Auftritt in dieser Hauptstadt, oder auch in andern Ländern, den man nicht einige Tage nachher in einem bunten Gemälde vorgestellt an seinem Laden hängen sieht. . . Theresiens lezte Stunde war eines der er-

sten seiner bekanntern Stücke, von dem er 7000 Abdrücke — zu 2 Fl. — verkaufte. Seitdem hat er jeden wichtigen Auftritt in der Welt benutzt. Die Ankunft der Rußischen Herrschaften; die Ankunft des Papstes; die Marokkanische Gesandtschaft; die Eröffnung der Chirurgischen Akademie; die Luftbälle; der Tod des Königs von Preussen; die Englischen Wettrennen; der Emser Kongreß; die Vermählung des Erzherzogs Franz ꝛc. ꝛc. ꝛc. alles gab seinem fruchtbaren Pinsel Stoff zu neuen Vorstellungen, auf populare Manier ausgeführt. Gegenwärtig ist der Türkenkrieg vollends eine unerschöpfliche Quelle für seinen Bildnergeist.

Löschenkohl ist aus dem Herzogthum Berg, und war ehedem Goldarbeiter. Daß er Spekulationsgeist und Industrie habe, kann ihm Niemand absprechen. Gibt es in der grossen Welt nicht neue Auftritte genug, so macht er Karikaturen, aus dem bürgerlichen Leben genommen.

Nebst

Nebst dem verfertigt er Silhouetten, Miniaturporträte, Kupferporträte, Kalender mit mancherlei Bildern und Vorstellungen; und ganz neuerlich hat er eine Fächerfabrik, eine Dosenfabrik, und eine Knopffabrik angelegt. Aus dem allen ergibt sich, daß er Zeit, Umstände, und Moden, sehr wohl zu benutzen weiß.

CXXXVII.

Lichtensteinische Gallerie.

Wenn ein reichbegüterter Grosser seine Schätze zu edeln Endzweken verwendet, wenn er großmüthig denkt und handelt, wenn er Talente und Künste unterstüzt, wenn er den Patrioten macht, wenn er die Pflichten der Menschenliebe erfüllt; kurz, wenn er sein Geld auf eine würdige Art ausgibt, so beneidet ihn Niemand darum, vielmehr segnet man seinen Reichthum. Einige Fürsten aus dem Hau-

Hause Lichtenstein haben ihre grossen Glüksgüter edel benutzt: unter die Denkmale dieser Verwendung gehört auch die Gemälde-Sammlung. Sie befindet sich in dem prächtigen Majoratshause in der Schenkenstrasse.

Eine solche Gallerie zu beschreiben, ist meine Sache nicht. Genug, sie ist äusserst kostbar, und jeder Fremde, welcher die Kunst zu schätzen weiß, muß ja nicht aus Wien gehen, ohne sie gesehn zu haben. Der Abbate Luchini hat die Aufsicht darüber, auch ist ein eigner Katalog davon gedrukt.

Der jezt regierende Fürst, welcher selbst Kenner, folglich auch Schätzer der Kunst ist, begnügt sich nicht bloß damit, diesen von seinen Ahnen ihm hinterlassenen Schatz würdig zu erhalten; sondern vermehrt ihn unablässig mit neuen schäzbaren Stücken. Uiberdas hat er eine Sammlung, von Kupferstichen angelegt, wozu der von dem Reichsreferendarius Gun-

Gundel hinterlassene und von dem Fürsten erkaufte sehr zahlreiche Vorrath den Grund legte, und die der Fürst nun täglich mehret.

CXXXVIII.

Kalender.

Die Akademie der Wissenschaften in Berlin besteht von dem Gelde, welches sie aus dem Kalender-Monopolium zieht. Wollte man aus eben diesem Fond eine Gelehrten-Akademie in Wien errichten, so würde sie hinlängliche Einkünfte von dieser Quelle schöpfen. Schon vor einigen Jahren, als diese Sache einmal zur Sprache kam, hatte sich jemand angebothen, der für den Kalender-Pacht jährlich 90000 Fl. zahlen wollte. Man kann wohl annehmen, daß im ganzen Oestreichischen Staat jährlich fünf Millionen

Al-

Almanachs, von allen Gattungen, verbraucht werden.

In Wien erscheinen diese ephemerischen Dingerchens gegen Ende jedes Jahrs unter hundert Gestalten. Sie alle herzunennen, würde eine ordentliche Litaney ausmachen. Ich erwähne nur einiger der bekanntern.

Der Hof = Schematismus steht billig oben an. In diesem Buche des Lebens sind die Günstlinge des Glüks und die Märtyrer des Staats verzeichnet. Von Sr. Majestät an, als gebohrnen Großmeister aller Ritterorden, bis auf den lezten Ofenheizerjungen, findet Ihr hier alles, was von der Gnade des Hofes Rang, Titel, Würden, Bedienung und Besoldung hat. Nebst diesen sind auch die am hiesigen Hofe stehenden Bothschafter, Gesandten und Agenten der auswärtigen Mächte und Fürsten, und die Bothschafter, Gesandten, Geschäftsträger, Konsule ꝛc. des hiesigen Hofes, in

den fremden Staaten, eingetragen. Für jemanden, der Geschäfti in Wien hat, ist dieser Kalender beinahe unentbehrlich, weil er darinn mit leichter Mühe die Namen und Wohnungen aller derjenigen findet, mit denen er unterhandeln muß. Gerold auf dem Dominikanerplaz ist der Verleger desselben, und verkauft ihn für 3 Fl. . . . Wenn man dieses Buch durchblättert, so findet man auf eine überzeugende Weise, aus wie mancherlei Nationen der östreichische Staat besteht: die abstechenden Namen so vieler Völkerschaften und Sprachen, machen einen auffallenden Eindruk. . . . Man erzählt die Anekdote, daß ein bekanntes parisisches Freudenmädchen jedem, der in ihr Zimmer tratt, um ihre Gunst zu erkaufen, den Almanac Royal oder Hof-Schematismus auf den Tisch legte, und forderte, ihr seinen Namen in dem Buch aufzuschlagen. Konnte ihn der Unglükliche nicht zeigen, so wurde er unerhört

fort-

fortgeschikt. Eine sonderbare Laune! Wenn es der richtigen und bessern Bezahlung wegen war, so wollte ich den Genossinnen jener Pariserin rathen, nicht in allen Fällen auf den bloßen Schematismus zu bauen.

Seit einigen Jahren erscheint ein wienerischer Taschenkalender, zum Nutzen und Vergnügen; nach dem Muster der Kalender von Gotha, Göttingen ꝛc. Er enthält 12 Monatskupfer aus einem berühmten Buch, und mancherlei lehrreiche und angenehme Aufsätze, worunter alljährlich einige sind, die besonders zur genauern Kenntniß des östreichischen Staats beitragen.

Der Damen-Kalender, ebenfalls ein hiesiges neues Produkt, in modischem Gewande, das jährlich erscheint, und ein ganz artiges Spielzeug für junge Schönen ist.

Bei Trattner erscheint seit ein paar Jahre ein Kalender für Geistliche. Es

ist

ist zu wünschen, daß er immer fortgesetzt werde, denn er enthält sehr gute Nachrichten aus dem Kirchen- und Religionsfach.

Löschenkohl hat einen sogenannten Nationalkalender verfertigt. Er enthält die Schattenbilder von östreichischen Gelehrten, Künstlern; und sein Theater-Kalender die Bildnisse des sämmtlichen Theaterpersonale.

Hartl's Moden-Kalender und Wucherers Toleranzbothe sind noch unter den bessern. Wie gesagt, der Name aller, ist Legion. . . . Es gehört mit zur Sitte der hiesigen feinen Welt, daß man seine Bekanntschaften, besonders die weiblichen, zum Neuen Jahre mit einem saubern Almanach beschenke.

CXXXIX.

Pensionen.

Wer dem Staat dient, muß vom Staat leben: und nicht nur so lange davon leben, als er wirklich dient, sondern, wenn er in diesem Dienste seine Kräfte erschöpft, wenn er durch einen unverschuldeten Zufall unfähig geworden ist, muß ihm seine Existenz gesichert seyn. Stirbt er nach einer Reihe langer treu durchgearbeiteter Jahre, so hat seine Wittwe, so haben seine minderjährigen Kinder gleiche Ansprüche auf eine Verhältnißmässige Unterstützung des Staats, um nicht im Elend zu verschmachten. Wollte man von diesen geheiligten Grundsäzen abgehn, so wäre es ein sehr wirksamer Schritt, ein Volk wieder in die Barbarei zurük zu stürzen.

Was in diesem Fall vom Staat selbst gefordert werden kann, das gilt zum Theil auch von den Grossen und Reichen

des

des Staats. Es ist von Seite eines Herrn großmüthige Billigkeit, daß er einem Diener, der ihm Jahre lang mit Treue, Anhänglichkeit, und Aufopferung seiner Jugendkräfte gedient hat, im Alter ein Loos mache, welches ihn vor Dürftigkeit und Elend bewahre. . . . Es ist für den Diener ein tröstlicher Gedanke, wenn er ein vor Mangel gesichertes Alter hoffen darf; dieß wird ihn anfeuern, seine Pflichten genau, gutwillig und unverdrossen zu erfüllen. Leute, die im Uiberfluß und in Unabhängigkeit geboren sind, haben selten deutliche Begriffe davon, was es heiße, des andern Diener seyn.

Die Kaiserin Theresia theilte mit unbegränzter Freigebigkeit Pensionen zu tausenden aus. Der berühmte Kammerbeutel war eine wahrhaft unversiegbare Quelle für alle Dürftige. Indessen, da jedes Ding zwei Seiten hat, so kann man auch die Freigebigkeit übertreiben,

welches damals häufig geschah. Neben vielen würdigen und verdienten Leuten drang sich ein Schwarm von Schmeichlern, Heuchlern, Taugenichtsen, ꝛc. zur Spende der mildherzigen Landesmutter, und misbrauchte die Wohlthätigkeit derselben. Es war eigentlich kein Pensionssystem: wer durch äußere Zeichen der Frömmigkeit sich zu empfehlen, wer sich eine Fürsprecheriun bei Hofe zu erwerben wußte, der konnte auf den Kammerbeutel rechnen.

Durch diese Umstände fand sich der Kaiser beim Antritt seiner Regierung veranlaßt, ein ordentliches und festgesetztes Pensionssystem einzuführen; theils um die vielen Unwürdigen auszuschliessen; theils um den Staats- nnd Hofbedienten eine bleibende Klassifikation anzuzeigen, auf die sie nach ihren persönlichen Rang- und Dienstjahren zählen könnten.

Unter

Unter zehn Jahre Dienstzeit wird keine Pension ertheilt. Mit zehn Jahren erhält der unbrauchbar gewordene Mann den dritten Theil seines Gehalts; mit fünf und zwanzig Jahren die Hälfte; mit dreyßig, zwei Drittheile; mit vierzig den ganzen Gehalt. . . . Für die Wittwen und Kinder sind keine Stufenjahre bestimmt, sondern die Pensionen werden ihnen nach dem Rang ihres verstorbenen Gemahls und Vaters zugetheilt. So hat z. B. die Wittwe eines Hofraths, die Wittwe eines Generals, 600 Fl. Pension. Doch muß eine Wittwe um Pension zu erhalten, wenigst vier Jahre mit ihrem Manne verheirathet gewesen seyn.

Sonderbar! die Professoren bei den Universitäten und andern Lehranstalten, waren ehedem samt ihren Familien von den Pensionen ausgeschlossen. Erst vor kurzem hat sie der Kaiser nach dem System aller übrigen Staatsbeamten zu Pensionen berechtiget. . . . Eben so sind auch

die Schauspieler des Nationaltheaters in das Pensionssystem neuerlich eingerükt worden.

Bei der Armee geht es etwas strenger. Die subalternen Offiziers, welche sich verheirathen wollen, müssen entweder ein Kapital als Kaution für die Pension ihrer Wittwen anweisen, oder ihre Frauen müssen Reversalien von sich geben, daß sie auf keine Pension Anspruch machen wollen. . . . Bei dem gegenwärtigen Türkenkrieg hat Se. Majestät hierinn eine Ausnahme gemacht. Um die im Felde stehenden Offiziers über das Schiksal ihrer Weiber und Kinder zu beruhigen, ist im Lager und im ganzen Lande publizirt worden: „daß die Familien aller jener Offiziers, welche im Kriege bleiben würden, Pensionen haben sollten, wenn auch schon die Frauen bei ihrer Heirath feierlich Verzicht darauf gethan haben."

* *
*

Dem

Dem Beispiel des Hofes haben auch die edeln Familien Wiens von jeher gefolgt. Sie versorgten ihre veralteten Diener und derer Familien großmüthig. Bei dem Tode eines vermöglichen Majorat-Herrns, einer Dame ꝛc. wurde gewöhnlich jedermann, der um die Person derselben Dienste zu verrichten gehabt, mit anständiger Pension in Ruhe gesezt. Diese großmüthigen Belohnungen werden zwar aus bekannten Ursachen allmählig etwas seltner; aber es gibt troz der leichtfertigen Denkart manches jungen Nachwuchses noch Männer von grossem Herzen; und wir haben erst vor kurzem zwei sehr erhabne Beispiele dieser Art gesehen.

CXXXX.

Schulden = Gefängniß.

Keine mißlichere Sache in Wien, als Geld borgen; sey es nun, daß man es auf Borg nehme, oder gebe. Jedermann, bei dem es nicht die Beschaffenheit seiner Geschäfte unvermeidlich mit sich bringt, Kredit zu machen oder zu geben, soll sich hier besonders nach der bekannten heilsamen Regel einrichten: Setze dich auf den Fuß, daß du weder Geld auslehnest noch zu leihen nehmest.

Ich glaube, daß in Wien jährlich wenigstens eine halbe Million an schuldigen Geldern verloren geht, wenn man nämlich alles zusammen rechnet, was von den grossen öffentlichen Bankerotten an, bis auf die kleinsten Summen, unter sogenannten guten Freunden geborgt, nicht wieder zurükbezahlt wird.

Da=

Daher ist es auch sehr schwer, baares Geld aufzutreiben, und wird von Jahr zu Jahr schwerer. Ein allgemeines Mistrauen über diesen Punkt hat sich des Publikums bemächtiget; und dieß mit gutem Grunde. Man verliert sein Geld, hat Verbrießlichkeiten und Weitläufigkeiten, und macht sich durch ein ernstliches Zurükfordern diejenigen zu erklärten Feinden, welche sich Brüder und Herzensfreunde nannten, so lange man gutwillig und thöricht genug war, mit offnem Beutel ihren höflichen Forderungen entgegen zu kommen. Viel besser ist es, die mit zehn Komplimenten und zehn heiligen Versicherungen der schleunigen und genauen Zurükzahlung begehrte Summe auf das erste Wort rund abzuschlagen. Wenigstens verliert man in diesem Fall bloß die eigennützige Freundschaft des Schuldenmachers, da im Gegentheil, durch unüberlegte Dienstfertigkeit, ge-

 wöhn-

wöhnlich Geld und Freundschaft zugleich verloren sind.

Indessen ist eine mässige Summe manchmal das Mittel, sich einen überlästigen Menschen auf die beßte Art vom Halse zu schaffen. Man leihe ihm Geld, und lasse ihn selbst einen Termin ansetzen, auf den er bezahlen soll. Kaum hat er dieß gethan, und die Summe eingestrichen, so eilt er, lachend über eure Leichtgläubigkeit, aus dem Hause, und läßt sich Jahre lang nicht wieder sehn.

Wer seinen Schuldner durch Zwangmittel zur Bezahlung treiben will, der kann ihn, nach vorhergegangener gerichtlicher Anklage und authentischem Beweise von der Richtigkeit der Schuld, in das Schuldengefängniß im Polizeihause einsperren lassen. Der Kläger muß dem Eingesperrten täglich vier Kreuzer zu seinem Unterhalt geben. Uibrigens ist dieses Gefängniß sehr leidlich, und ziemlich nach Brittischer Art eingerichtet. Es sind

gewöhnlich zwei bis drei Gefangene in einem Zimmer; sie haben Betten, Licht, und einige Einrichtung. Sie dürfen — zwei Stunden vor Mittag und zwei Stunden nach Mittag — einander in den verschiednen Zimmern besuchen, sich mit einander unterhalten, Männer und Weiber; dürfen zu eben diesen Stunden von ihren Freunden und Freundinnen aus der Stadt Besuche annehmen, spielen ꝛc. Finden sie einen gutherzigen Mann, der ihnen beim Trakteur des Gefängnisses eine Kost um höheren Preis bedingt, oder ihnen gut gekochte Speisen aus der Stadt in das Polizeihaus sendet; der sie mit Wäsche, mit Kleidern ꝛc. versieht: so ist ihnen unverwehrt, alles dieses anzunehmen.

Wenn ein solcher Schuldner ein ganzes Jahr lang gesessen hat, ohne Mittel zu finden, seine Gläubiger zu bezahlen, so sind diese verbunden, ihn aus dem Gefängniß zu entlassen. Dafür bleibt ihnen das Recht übrig, in jedem Fall, daß der

Verschuldete wieder zu Vermögen kommt, ihre Ausstände von ihm mit Gewalt einzutreiben. Neuerdings einsperren aber dürfen ihn die nämlichen Gläubiger nicht wieder lassen, weil ein Jahr langes Gefängniß hinreichende Buße scheint. Hat er sich mit seinen Gläubigern verglichen, und macht neuerdings Schulden, so kann man ihn auch wieder in jenen Bußort senden.

CXXXXI.

Der Kasperl.

Dieß ist der Theater-Name des Mannes, welchen zu sehn, zu hören, zu bewundern, zu belachen, zu beklatschen, täglich hundert rollende Kutschen, und mehrere hundert schnaubende Fußgänger zum Rothen Thurm hinausjagen, um sich die Grillen des Tages von der Stirne

zu scheuchen, und zum frohen Abendmal Stof zum Gespräch zu holen.

„ Ist der Zettel von Kasperl noch „ nicht da? “ frägt der Beamte beim Eintritt in die Kanzlei. „ Wir sehn uns „ doch draussen, heute haben wir die „ Cosa Rara! “ — Versteht sich, hört ihr auf der Gasse. . . . „ Der hats wie= „ der getrieben, oder, gestern war der „ Teufel wieder los mit ihm! “ so fan= gen sich die Gespräche in den Friseurs= und Barbierstuben an. Kurz, es sind keine öffentliche Oerter, keine Amtsstuben und Versammlungen, in welchen nicht das Ge= spräch wenigstens des Tags einmal auf den Kasperl kommt.

Aber, wer ist denn der Kasperl? Dieß ist der Lustigmacher auf dem Ma= rinellischen Theater in der Leopoldstadt. — Fast möcht' ich sagen, ein Original = Ge= nie; der einzige Mann in seiner Art. — Er kennt so den Geschmak des Publi= kum; weiß mit seinen Geberden, Ge=

sich=

sichterschneiden, seinem Stegreifwiz, die Hände der in den Logen anwesenden hohen Adelichen, der auf dem zweiten Parterre versammelten Beamten und Bürger, und des im dritten Stok gepreßten Janhagels, so zu elektrisiren, daß des Klatschens kein Ende ist. Bei seinem Auftritte, und wenn ihr auch nur seine Fußspitze, oder seinen Rüken sehen könnt, wird schon gelacht; er hat den Mund noch nicht geöffnet, und doch stehen schon die Mäuler der Zuschauer offen und harrend auf seinen ersten Spaß. . . . Mit Einem Wort, der Entrepreneur Marinelli hat alle Ursache, den Schauspieler la Roche (dieß ist der eigentliche Familien-Name des Kasperls) als sein lebendiges Kapital zu betrachten, dessen Zinsen ihm das niedlich erbaute Schauspielhaus und ein hübsches Sümmchen in der Tasche eingetragen haben. Ihm hat er es zu danken, daß er aus dem elenden Theater im Czerninischen Garten in sein auf der Jäger-

gerzeil, zum Denkmal des Wienerschen Geschmaks errichtetes Schauspielhaus übersiedeln konnte; daß er nicht mehr nöthig hat, in den Tagen des Frühlings und Herbstes mit seiner Truppe und dem ganzen Theater-Plunder nach Baden zu ziehn, um dort den Badgästen die Kur gedeihlicher zu machen; daß er selbst nicht mehr die Rolle des ersten Liebhabers herstammeln darf, sondern gemächlich im Lehnstuhle sitzen, Könige und Hausknechte, Prinzessinnen und Stubenmädchen erschaffen kann.

Ich bin gar nicht des Willens, dem gutlaunigen Wiener Publikum aufzumutzen, daß es sich das Zwergfell fleißig durch la Roche Kasperl erschüttern lasse; da ich es sehr gut und passend finde, daß auch die unterste Volksklasse ihre Bühne habe, weil sie von den Stüken des Nationaltheaters entweder nichts, oder sehr wenig versteht, und dasselbe, wenn nicht besonders schöne Verzierungen

gen

gen sein Aug ergötzen, oder Schlachten und Turniere aufgeführt werden, immer unbefriedigt verläßt. . . . Das alte Sprichwort: Abwechselung behagt *); wird immer, und unter jeder Zone wahr bleiben. Dieß mag auch bei dem besseren Theil unsrer Mitbürger für eine Entschuldigung gelten, wenn sie manchmal die ernstern und schon oft gesehenen Schauspiele des Nationaltheaters verlassen, und vor das Thor hinaus zum Kasperl gehen, um dort über ein neues Possenspiel zu lachen. . . . Auf dem zweiten und dritten Plaz dieses Theaters werden Bier, Brod, und Würste zum Kauf herumgetragen; eine sehr willkommene Bequemlichkeit für das durch Lachen ausgetroknete und ermüdete Publikum!

Ma-

*) Varietas delectat.

Marinelli ist der einzige Entrepreneur, der sich so lange im Wohlstand erhalten wird, als seinen la Roche die Stimme nicht verläßt; so lange als es seinen Theater-Dichtern über Personen handgreiflich zu schimpfen erlaubt seyn wird; und so lange als er wälsche Opern ins Deutsche übersetzen läßt. Er hat einige Schauspieler und Schauspielerinnen, die immer unter die mittlere Klasse gehören; er wählt Stüke, die dem Publikum, seinen Schauspielern, und dem Endzwek seiner Bühne angemessen sind; er hat artige Theater-Verzierungen, ein gut besetztes Orchester, und macht seine Truppe auch durch innere Ruhe und gutes Betragen beliebt. Er bezahlt seine Leute richtig, ist gegen manche derselben wohlthätig, und kann also mit Grunde Ordnung und Pünktlichkeit, Fleiß und Anwendung fordern. . . . Er gibt fast jede Woche eine neue Posse, welche der Dramatiker Hensler und Eberl wie aus dem

Ermel zu beuteln scheinen. Einige rührende Dramen ausgenommen, hat er es nie gewagt, mit Stüken ernsthaften Inhalts aufzutreten. Er ist so glüklich, daß er selbst bei der fünf und zwanzigsten Vorstellung von manchem Stüke immer sein Haus voll hat. Die Komödien mögen noch hingehen; wie aber das Publikum die beliebte Oper, welche troz der hundertfältigen Vorstellung für die Wiener noch immer eine Cosa rara bleibt, sich da draussen mag vorkirren lassen; wie Marinelli dieselbe, da er nur einen einzigen Sänger in seiner Truppe hat, aufzuführen wagen konnte, ist mir unbegreiflich, ist für mich eine Cosa rara.

So viel von dem Theater, auf welchem la Roche unter dem Namen des Kasperls glänzt. Es sey fern von mir, daß ich diesem Manne alle Verdienste und Talente absprechen sollte. Er hat wirklich zu seiner Rolle Gaben von der Natur: eine wahre komische Pöbelsphysiognomie; Hans

Kaspar

Kaspar Lavater, oder der physiognomische Reisende, müßten ihn beim ersten Anblik als den Lustigmacher erkennen. Eine Stimme, die zum Hausknecht, Mandolettikrämer und Nachtwächter gestimmt ist. Seine Gebärden, wenn das zu Übertriebene vollends wegbliebe, sind zu der Rolle, die er spielt, immer passend: den schwäzenden Dümmling, den ungeschikten Rekruten, den für seinen Neffen duldenden Oheim, spielt er wirklich mit vieler Natur. Sein Plaz wird nicht leicht ersezt werden. Der kluge Impressar weiß auch dieses, und fängt an, die zu Kasperlischen Rollen von seiner Bühne zu verbannen; und la Roche schikt sich in seine gesetztern Rollen ganz gut. Er kann sich auf den Beifall des Publikums verlassen, und spielt daher natürlich, weil er mit Zuversicht ohne Furcht und Zwang jedesmal auftritt. Er thut sich auch auf die Gunst wenigstens der Hälfte des Publikums mit Recht etwas zu Gute. Ich

kenne mehrere Leute, welche dieses Theater täglich besuchen.

Wenn der Unternehmer ihm die Einnahme überläßt, ist schon um 3 Uhr kein Plaz mehr zu finden. Die Logen werden acht Tage vorher bestellt, und man sieht es fast als eine Pflicht an, dem durch das ganze Jahr so unterhaltenden Manne sein Schärflein darzubringen. La Roche verfertigte meist für diese Tage selbst Komödien, die für seine Person zwar passend, im ganzen aber höchst elend waren.

In dem andern Halbbogen des Vorstädter Zirkels spielt seit einigen Wochen die Truppe des als Schriftsteller bekannten H. Johann Friedl. Er hat sich dieses Sitzes der Thalia im fürstl. Stahrembergischen Freihause auf der Wieden angenommen, nachdem eine andere Truppe, Schulden halber, aus demselben war vertrieben worden. Diese Bühne

wird

wird wegen der Neuheit jezt fleißig besucht.

Während der Jahrmärkte kommen verschiedene fliegende Truppen, und spielen in mehreren auf den Hauptpläzen errichteten hölzernen Hütten, wobei auch immer ein Kasperl oder Lustigmacher die Hauptperson ist. Seht im Vorbeigehn hinein! aber nehmt bevor eine Prise Tobak, damit euch nicht der Gestank der Beleuchtung, des verschütteten Biers, der Knoblauchwürste, und der Dunstkreis des hochansehnlichen Publikums, zu gäh auf die Lunge falle. . . . Könnt Ihr bis zum Anfang ausdulden, so seht Ihr die poßierlichsten Auftritte. Auf den Zettel an der Thüre müßt Ihr nicht achten! laßt immer eines unsrer ersten Trauerspiele darauf geschrieben seyn. — Daraus wird nichts; denn der Held ist besoffen, die Königinn findet ihren Purpur nicht; und der Meister Schreiner hat die nöthigsten Theater-Verzierungen wieder mit sich fort

genommen. . . . Statt des Trauerspiels bekommt Ihr nichts als Schläge zu sehen, und wenn diese vorbei sind, schimpft der Schauspieler auf den Kreuzerplaz; dieser erwiedert die Sticheleien; und so seht Ihr das poßierlichste aller Schauspiele, welches von dem Publikum mit den Schauspielern aufgeführt wird. Die gröbsten Schimpfwörter, die unflätigsten Zoten, die Geschichte des Tages aus der Nachbarschaft, würdet Ihr hören, wenn Euch nicht um eure Kleider und eure Nasen zu bange würde.

CXXXXII.

Der Wien-Fluß.

Hat die Stadt ihren Namen von diesem Fluß, oder hat der Fluß seinen Namen von der Stadt? . . . Einige alte Chroniker sagen, die erste Gründung der Stadt schreibe sich von der Zeit her, da

Fla-

Flavius unter Trajan die Römischen Legionen, an der Donau kommandirte. Er legte hier eine Schanze an, welche nach dem Namen ihres Erbauers Flaviana genannt wurde. Aus diesem Wort machte man mit der Zeit den verkürzten Namen Viana, und endlich Vienna, die heute noch übliche Benennung unsrer Stadt. Wenn es mit dieser Herleitung seine Richtigkeit hat, so muß der Bach seinen Namen von der Stadt geerbt haben.

Dem sey, wie ihm wolle. So viel ist gewiß, daß dieses unbändige Flüßchen bisher der Stadt mehr Schaden als Vortheil zugezogen hat. Es kommt aus dem Wienerwalde hervor, geht durch die südlichen Vorstädte, von da heraus über einen Theil der Esplanade, wo es sich gegen Nordost wendet, und zwischen der Stadt und der Weißgerber-Vorstadt in die Donau stürzt.

Die geringen Vortheile, welche es gewährt, bestehn darin, daß ein paar

hundert daran wohnende Wäscherinen sein Wasser benutzen; daß es ein paar Mühlen treibt, und den Fiakern aus jener Gegend zur Pferdeschwemme dient.

Dagegen hat es Schaden, zu hundertausenden an Werth, schon angerichtet. Bei dem Schmelzen des Schnees; bei den plözlichen Wolkenbrüchen der heftigen Donnerwetter; bei anhaltenden Regentagen, schwillt dieser Bach, über den man in troknen Sommertagen an vielen Stellen zu Fuß schreiten kann, gählings und ausserordentlich an; überschwemmt die angränzenden Dörfer und Vorstädte, füllt Keller, untergräbt Häuser, zerreißt Brüken und Stege; und richtet noch mancherlei Unheil an.

Es ist zum verwundern, wie langsam oft an gewisse Anstalten gedacht wird, wovon der Nutzen doch so einleuchtend ist, die Ausführung so einfach, und leicht wäre! dieß ist der Fall mit der Wien. Was man schon vor hundert Jahren hät-

te

te thun können und sollen, das geschah erst i. J. 1787. Man grub das Bett dieses Flüßchens auf der Esplanade ordentlich, gerade und regelmässig aus, und besetzte die Ufer mit Zweigen von Weidenbäumen, die bekanntlich in der Nähe des Wassers schnell aufschiessen, und ein fester lebendiger Damm sind, der das Abreissen der Ufer hindert. Bis auf diese Zeit hatte man den Wien-Fluß lediglich seiner eignen Laune überlassen; sein Bett war voller Krümmungen, voll Sand und Schlamm, daß sein dadurch zum stehen gebrachtes Wasser faul und stinkend ward, die Gegend herum verpestete, und beim plözlichen Anschwellen von Wassergüssen, durch die Eken, Krümmungen und Verschlemmungen aufgehalten, an hundert Stellen mit Gewalt anprellte. Dadurch wurden die Gestade abgerissen, und Vorstädte und Esplanade unter Wasser gesezt.

Ende des lezten Hefts.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pezzl, Johann,

Skizze von Wien

Bd.: 5.

Wien (1788)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1733 -4/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11252449-2
VD18 80282822-001